

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 30 (1971)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen - Comptes rendus

Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag (18. Mai 1968), hg. von KURT BALDINGER, 2 vol., Tübingen (Niemeyer) 1968, XIV + 618 und VIII + 597 p.

Am 18. Mai 1968 ist Walther von Wartburg achtzig Jahre alt geworden. Unter den ihm bei dieser Gelegenheit zuteil gewordenen Ehrungen befindet sich auch eine imposante Festschrift, die in ihrem Umfang und in ihrer thematischen Breite als Symbol für den gigantischen Charakter und für die Vielschichtigkeit des Lebenswerks des Jubilars gelten kann. Ganz bewußt wurde auf eine thematische Einengung der Beiträge verzichtet (cf. I, p. VI); trotzdem lassen sich die 70 Aufsätze zwanglos in sechs (bzw. acht) Kapitel gliedern, die den Haupttätigkeitsgebieten Wartburgs entsprechen. Daß dabei Dialektologie und Wortforschung ein ganz besonderes Gewicht haben, ergibt sich wie von selbst: das mit *Dialektologie und Wortschatz* überschriebene Kapitel VI (A: *Scriptae, Sprachgeographie, Dialektologie, Onomastik*; B: *Etymologie und Wortgeschichte*; C: *Lehnbeziehungen*) füllt den ganzen zweiten Band – auch in bezug auf die quantitative Verteilung der Beiträge ist die Festgabe also ein getreuer Spiegel des Lebenswerks des großen Schweizer Romanisten. Zu recht weist aber Kurt Baldinger darauf hin (I, p. VI), daß man über den großen Leistungen des Dialektologen und Lexikologen nicht vergessen dürfe, daß Wartburg auch in den anderen Gebieten der Romanistik Großes geleistet hat, daß auch hier von ihm oft entscheidende Anregungen ausgegangen sind; all dies spiegelt sich in den Sektionen des ersten Bandes: I *Evolution et structure der romanischen Sprachen*; II *Literatur- und Geistesgeschichte*; III *Textkritik und Interpretation*; IV *Historische Lautlehre und Phonologie*; V *Morphologie und Syntax, Prosodie und Intonation*. Abgerundet wird die Festgabe durch eine Widmung von Kurt Baldinger (I, p. V–VII), eine Bibliographie der Publikationen Wartburgs seit 1956¹ (II, p. 549–558) und ein ausführliches Namen- und Wortregister (II, p. 559–597).

Es versteht sich von selbst, daß im Rahmen einer Besprechung nicht auf jeden der 70 Beiträge (davon je 35 im ersten und zweiten Band) eingegangen werden kann. Umgekehrt möchte ich mir meine Aufgabe aber auch nicht allzu leicht machen, indem ich einfach das Inhaltsverzeichnis abschreibe und mich mit einem globalen und nichtssagenden Urteil über den wissenschaftlichen Wert der Festschrift als Ganzes begnügen. Es soll vielmehr ein Zwischenweg eingeschlagen werden, indem ich einige mich im gegenwärtigen Zeitpunkt aus dem einen oder anderen Grund besonders interessierende Beiträge resümiere und allenfalls einige eigene Gedanken beifüge. Die so getroffene Auswahl ist natürlich vollkommen subjektiv und sagt überhaupt nichts aus über die Qualität der nicht berücksichtigten Aufsätze; ihre Verfasser mögen mein Vorgehen entschuldigen.

6. Kurt Baldinger, *Post- und Prädeterminierung im Französischen* (I, p. 87–106). Baldinger geht von der Feststellung Wartburgs in der *Evolution et structure de la langue française* aus, die morphologischen Indikationen seien im Laufe der Entwicklung des Französischen

¹ Diese von MARGARETHE HOFFERT, der langjährigen und hochverdienten Mitarbeiterin Wartburgs verfaßte Bibliographie schließt so an das im Sammelband *Von Sprache und Mensch*, Bern 1956, publizierte Schriftenverzeichnis an.

in immer stärkerem Maße vor das Substantiv, Verb usw. getreten, und untersucht den ganzen Fragekomplex auf breiter Basis. Wartburgs These wird dabei aufs Eindrücklichste bestätigt, wenn auch die Verhältnisse bei den Nominal-, Konjugations- und Klassenmorphemen z.T. erheblich divergieren und sich vor allem in den beiden letzten Bereichen noch bedeutende Relikte von nachgestellten Morphemen und Morphemkomplexen finden. Trotz des umfassenden Charakters und der Vielseitigkeit der Studie sind aber gewisse Bedenken anzumelden. Dies gilt zuerst für die Bezeichnungen *Prädetermination* und *Postdetermination* (*prä-/postdeterminierend*). Diese setzen voraus, daß die betreffenden Morpheme das *déterminant*, der zugehörige «Satellitenträger» (Substantiv, Verb, Stamm usw.) das *déterminé* eines Syntagmas seien². Dies trifft wohl für einige Erscheinungen zu, z.B. die Diminutivsuffixe, Bildungen mit *archi-*, *super-*, *hyper-* usw., gerade für die Mehrzahl der Fälle stimmt dies jedoch nicht. Schon Bally hat darauf hingewiesen, daß zwar Diminutiv, Augmentativ- und Pejorativsuffixe als *déterminant* zu betrachten seien, gleichzeitig aber auch betont, daß im Normalfall das Suffix die Funktion eines *déterminé* habe (dies gilt für alle «klassenverändernden» Suffixe); auch die Präfixe können je nachdem *déterminant* oder *déterminé* sein³. Was die eigentlichen Morpheme (geschlossene Reihen) wie Artikel und Subjektspronomina, aber auch die Hilfsverben angeht, so scheinen sie mir nicht *déterminant*-, sondern *déterminé*-Charakter zu haben: sie drücken eine weite, allgemeine (morphologische) Kategorie aus, deren Geltungsbereich durch das Semantem, das sie begleiten, reduziert wird⁴. Wenn Baldingers Studie sich nicht in eine Serie von Widersprüchen auflösen soll, dann dürfen wir nicht von Präd- und Postdeterminierung sprechen – die Scheidung *déterminé* /v/ *déterminant* deckt sich keineswegs mit derjenigen von *Morphem* /v/ «Satellitenträger». Wir können höchstens sagen, daß die Morpheme (und Aktualisierungsfaktoren) vor- oder nachgestellt werden. Unsere Auffassung, daß die überwiegende Zahl der Morpheme als *déterminé* zu betrachten sind, bringt einen weiteren Vorteil mit sich: wenn sie als *déterminant* zu gelten hätten, dann läge in der Entwicklung zur Voranstellung ein Widerspruch zur von Bally immer wieder herausgestellten Tendenz zur *séquence progressive* des Französischen; so aber weisen die beiden Entwicklungen in die gleiche Richtung. – Ein weiterer Mangel scheint mir die Tatsache zu sein, daß Baldinger Personalpronomina, Artikel usw. (das heißt nur als Morpheme auftretende Einheiten) einerseits und Fälle wie die Komparation, die zusammengesetzten Tempora, die Periphrasen mit *aller* und *venir de* (+ Inf.) andererseits gleich behandelt: nämlich immer so, als handele es sich um reine Lexemsatelliten. Dies trifft aber nur für die erste Gruppe zu; die Morpheme der zweiten Gruppe dagegen haben auch Funktionen als vollwertige Semanteme: Morphemcharakter kommt ihnen nur zu, wenn sie im Rahmen eines bestimmten, in der *langue* gegebenen Satzbauplans verwendet werden. Dies scheint mir eine gesonderte Behandlung der beiden Gruppen zu verlangen. – Daneben gibt es noch einige weitere Punkte, in denen Baldingers Interpretation zuerst einleuchtend erscheint, sich bei näherem Zusehen aber als eine unstatthafte Vereinfachung erweist. So wird z.B. p. 90 und N 10 ausgeführt, die Subjektspronomina der 3. Person seien fakultative, prädeterminierende Morpheme, die der 1. und 2. Person dagegen hätten obligatorischen Charakter, weil sie nicht durch Substantive ersetzt werden könnten. Ein

² Cf. auch WARTBURG, *Evolution* (?1965), p. 256: «Nous voyons que dans le système flexionnel du français moderne l'élément déterminatif précède le déterminé.»

³ Cf. BALLY, *LGLF*⁴, § 380/381, 399.

⁴ Cf. auch BALLY, *LGLF*, § 269. – Baldingers Auffassung scheint allzu sehr in der traditionellen Grammatik verwurzelt zu sein, nach der Artikel, Personalpronomina usw. die Zahl, die Person usw. des entsprechenden Substantivs oder Verbs bestimmen (cf. p. 91: «Was determiniert, muß Morphem und bound form sein ...»).

Ersatz durch Substantive ist in der Tat nicht möglich; deshalb haben aber die Pronomina der 1./2. Person noch nicht obligatorischen Charakter: es gibt auch Fälle wie *Maman, mon frère et moi étions assis l'un près de l'autre; C'est toi qui l'as nommé; C'est moi qui suis l'Etat*; usw.⁵ – auch die Pronomina der 1./2. Person haben also nicht obligatorischen Charakter, nur fehlen sie in der konkreten Verwendung viel seltener als diejenigen der 3. Person. Nach Baldinger (und Rothe) wäre *que* zum prädeterminierenden Konjunktivmorphem geworden (*qu'il vienne* usw.; cf. p. 97 N 27, 101); auch hier scheint mir Baldinger ein Opfer der Schulgrammatik geworden zu sein; in Wirklichkeit gibt es genug lebendige Konjunktivverwendungen, wo kein *que* steht (im Relativsatz nach *qui, dont* usw., die Circonstancielles, die durch aus *que* und einem anderen Element gebildete [synthetisierte] Konjunktionen eingeleitet werden), während umgekehrt *que* ja auch vor einem Indikativ auftreten kann⁶! Nach Baldinger (p. 99 N 33) ist der Imperativ durch ein vorangestelltes Morphem *ø* charakterisiert (cf. *nous chantons* gegenüber *chantons!* usw.). Handelt es sich aber wirklich um ein spezifisches Imperativmorphem? Mir scheint nicht; hier liegt vielmehr eine besondere Nutzung des Indikativs (oder Konjunktivs bei *savoir, vouloir, avoir, être*) im Rahmen eines besonderen Satzbauplans vor, der die Gegenwart des Befehlsempfängers berücksichtigt (> Fehlen des Subjektpronomens und Ersatz durch das situationelle Element)⁷.

7. Heinrich Lausberg, *Zur synchronischen Umstrukturierung diachronisch überliefelter Sprachzustände* (I, p. 107–128). In seiner – leider sehr mühsam zu lesenden – Studie versucht Lausberg aufzuzeigen, wie einmal erworbene formale Opposition bei Verlust der für eine erste Phase gültigen Funktion in einer zweiten Phase eine neue Verwendung finden; als Beispiele dienen die Diphthongierung von ē, ö, die französischen Demonstrativpronomina und der rumänische Artikel (m.sg.). Interessant sind vor allem die beiden ersten Teile, wenn auch verschiedene Punkte den Widerspruch hervorrufen. Für die Diphthongierung scheidet Lausberg zwischen einer ersten Phase, in der diese bedingten Charakter hat (Einfluß von -u, -i, Pal. usw.), und einer zweiten, wo sie generell auftritt in offener Silbe. Wie bei ē/ö ein Resultat mit geschlossenerem zweitem Element auftritt (*ei, ou*), müßte ein entsprechendes Resultat bei ē/ö erwartet werden (wohl *ɛg, ɔg*). Da nun diese Resultate schwer voneinander zu scheiden wären, würde für den zweiten Fall auf die Resultate der bedingten Diphthongierung zurückgegriffen (*ie, uo*); der Übergang ließe sich über zahlreiche Fälle glaubhaft machen, wo ē/ö sowohl vor einem bedingten Diphthongierung bewirkenden Laut als auch in offener Silbe stand, weshalb das Resultat der ersten Entwicklung von einem gewissen Zeitpunkt als ein solches der zweiten angesehen werden konnte. Gerade dieser letzte Punkt scheint mir bedenklich, setzt er doch voraus, daß *ie/uo* zum betreffenden Zeitpunkt nicht phonologisiert waren, sondern als Allophone (von *ɛ, ɔ*) zu gelten hatten; dieser Nachweis müßte erst noch erbracht werden: man müßte die Entwicklung des ganzen Systems in die Betrachtung einbeziehen, die Distribution der Phoneme in den Monemen untersuchen und vor allem den chronologischen Problemen (die Lausberg vollkommen vernachlässigt) größte Beachtung schenken. Der Vorschlag von G. Hilty, im Ersatz von

⁵ Cf. GREVISSE, *Bon usage*, § 805; *Grammaire Larousse du français contemporain*, Paris 1964, p. 102, 159. – Umgekehrt kann z.B. *je* auch ohne Verb (oder ohne direkt nachfolgendes Verb) verwendet werden: im Romantitel *Je* von YVES VELAN (cf. G. HILTY, *VRom.* 26 [1967], 202 N 12, und in diesem Heft p. 246), in Formeln wie *Je soussigné déclare ...*, usw.

⁶ Cf. auch WUNDERLI, *VRom.* 28 (1969), 80, 96 und *ZRPh. Beih.* 123 (1970), 62 ss.

⁷ Cf. WUNDERLI, *ZRPh. Beih.* 123, 109 ss. (u. passim), sowie *L'impératif de «vouloir»: subjonctif et indicatif*, in *Actele celui de-al XII-lea Congres internațional de lingvistică și filologie romanică I*, București 1970, p. 557–568.

ee und *oo* durch *ie*, *uo* eine Vereinfachung des phonologischen Systems (Elimination einer ertraglosen Opposition) zu sehen, scheint mir wesentlich einleuchtender⁸. Keineswegs unbedenklich ist wohl auch Lausbergs Versuch, Fälle wie *lectu*, *laeti* (*ae* > *e* > *ie*) als bedingte Diphthongierungen aufzufassen. – Die Entwicklung des altfranzösischen Demonstrativsystems (*ceste* /v/ *celle* usw.) mit seiner Opposition ‘beim Sprecher’ /v/ ‘nicht beim Sprecher’ (sowohl in adjektivischer wie substantivischer Funktion) zur neufranzösischen Opposition *cette* = Adj. /v/ *celle* = Subst. (usw.) ist bekannt. Daß die Fixierung von *celle*, *celui* usw. in substantivischer Funktion aufgrund einer Analogie nach *elle*, *lui* usw. erfolgt, wie Lausberg annimmt, ist möglich, wenn auch nicht erwiesen. Nicht mehr folgen können wir ihm dagegen, wenn er behauptet, das moderne System sei immer noch 2stufig (‘beim Sprecher’ /v/ ‘nicht beim Sprecher’). Dies stimmt zumindest auf Monemebene nicht: hier hat nochmals eine Reduktion auf eine einzige Stufe stattgefunden, die Stufe der Demonstrativität an sich. Natürlich gibt es nach wie vor die Möglichkeit, die alte Opposition zum Ausdruck zu bringen (*celui-ci/là*; *ce livre-ci/là* usw.), aber diese Möglichkeit ist ganz anders zu bewerten als die altfranzösischen Verhältnisse. Einmal handelt es sich im Neufranzösischen um eine fakultative Differenzierung (cf. *celui qui*, *celui de*; *ce livre*), während sie im Altfranzösischen obligatorischen Charakter hatte und unauflöslich mit der Verwendung des Demonstrativums verbunden war. Dann gehört diese Opposition nicht mehr in den Bereich der Morphologie (Monemebene) wie im Altfranzösischen (und auch – mutatis mutandis – im Lateinischen), sondern auf die nächsthöhere Hierarchiestufe, diejenige der Syntagmenbaupläne.

12. André Goosse, *Jean d'Outremeuse et Jean de Mandeville* (I, p. 235–250). Goosse geht den Wechselbeziehungen zwischen den *Voyages* von Jean de Mandeville und den verschiedenen Werken von Jean d'Outremeuse nach. Outremeuse hat immer wieder in der Reisebeschreibung geschöpft, so im *Myreur des Histors* (ca. 1395), seinem letzten Werk, wo Mandevilles Angaben ihm den Rahmen für Ogiers Heldenataten außerhalb Europas liefern, Angaben, die allerdings oft ergänzt oder korrigiert werden; im *Trésorier*, wo neben den *Voyages* auch ein lateinisches Steinbuch erwähnt wird, das von Mandeville stammen soll; in der *Geste de Liège* (hier allerdings sehr dürftig). Hypothetischer werden Goosses Ausführungen in bezug auf *Ogier le Danois*, ein verlorenes Werk von Jean d'Outremeuse, das aber über weite Strecken Grundlage des *Mireur* sein soll; auch in den Stellen, die mehr oder weniger tiefgreifende Prosaumsetzungen von *Ogier*-Passagen zu sein scheinen, lassen sich Bezüge zu Mandeville feststellen. Umgekehrt finden sich in einem Ast der *Voyages*-Tradition, der «version liégeoise», zahlreiche Interpretationen, die sich auf Ogier beziehen und dort eigentlich nichts zu suchen haben. Nach Goosse würde es sich um Stellen aus *Ogier le Danois* von Jean d'Outremeuse handeln, die von diesem selbst in den Text von Mandeville eingefügt worden wären.

13. Fritz Schalk, *Zur Semantik von «Aufklärung» in Frankreich* (I, p. 251–266). Der Titel verspricht eine semantische Studie; dieses Versprechen wird auch gehalten, denn Schalk beschäftigt sich mit der Bedeutung und Bedeutungsentwicklung von *lumière*, *lumières*, *éclaircir*, *éclairer* (*éclairé*), *siecle philosophe* usw. im 18. Jahrhundert. Trotzdem stellt der Titel aber ein *understatement* dar, denn die feinsinnigen Textanalysen und -interpretationen sind weit mehr: sie sprengen den Rahmen der Semantik und lassen die Studie zu einer Entwicklungsgeschichte der Aufklärung und ihres Selbstverständnisses werden.

15. Georges Matoré, *Proust linguiste* (I, p. 279–292). Der Titel ist insofern irreführend, als es sich nicht um theoretische oder philosophische Reflexionen zur Sprache handelt,

⁸ Cf. G. HILTY, *Zur Diphthongierung im Galloromanischen und im Iberoromanischen*, in *Philologische Studien für Joseph M. Piel*, Heidelberg 1969, p. 95–107.

sondern um die Art und Weise, wie Proust seine Personen im phonetischen und lexikalischen Bereich bezüglich Herkunft und Psyche mit sprachlichen Mitteln charakterisiert; diese Züge werden dann oft vom Autor auch kommentiert. Proust geht in der Nutzung dieses Charakterisierungsmittels zweifellos weiter als andere Autoren. Entsprechende Erscheinungen finden sich auch in den syntaktischen, onomastischen, stilistischen usw. Bereichen, auf die Matoré jedoch nicht weiter eingeht.

18. Eugenio Coseriu, «*que ki contene*» (I, p. 333–342). In einer meisterlichen Studie setzt sich Coseriu mit der bis anhin noch nicht befriedigend erklärten Formel *que ki contene* in den capuanischen Eidesformeln auseinander und schlägt eine überzeugende neue Erklärung vor. *Contene* wäre nicht als unpersönliches Intransitivum in passivisch-reflexiver Funktion mit der Bedeutung ‘enthalten’ anzusehen (so zuletzt Schiaffini)⁹. Vielmehr ist von der mittellateinischen juristischen Formel *continet* auszugehen, die ihrerseits als Graetzismus zu gelten hat ($\pi\epsilon\rho\acute{\epsilon}\chi\acute{\epsilon}\tau$) und am besten mit ‘dice, è detto, sta scritto’ usw. wiedergegeben wird – wir hätten in *contene* ein Verb des Sagens zu sehen. Die Konstruktion ist – wie in zahlreichen lateinischen und griechischen Belegen – unpersönlich und nichts weiter: *abbreviatura* als Subjekt kommt nicht in Frage, und das gleiche gilt für das *que* der Formel, das als direktes Objekt zu gelten hat. Am besten würde so *que ki contene* mit ‘che qui si dichiara (si dice, si espone usw.)’ wiedergegeben. Bleibt noch die Variante *que ki conteno* aus Sessa Aurunca. Auch für diese bietet Coseriu eine befriedigende Lösung an. Da *continere* im Lateinischen als Verb des Sagens nicht üblich gewesen sei und bei der (möglichen) persönlichen Konstruktion auch eine Interpretation ‘enthalten’ jeweils befriedige, sei es zu Schwankungen und Uminterpretationen der (lateinischen und italienischen) Formeln gekommen. Als solche wäre auch *que ki conteno* anzusehen, wo *que* tatsächlich Subjekt sei und *conteno* als persönliches Verb in passivischer Funktion mit der Bedeutung ‘enthalten’ zu gelten habe.

22. Max Pfister, *Das Fragment N des Girart de Roussillon* (I, p. 391–420). Der Beitrag stellt eine Edition des ältesten *Girart*-Fragments (anfangs 13. Jahrhundert; Universitätsbibliothek Nancy, Ms. 10) dar, von dessen 325 zum Teil (v. 1–127) nur fragmentarisch erhaltenen Versen bis jetzt nur deren 67 publiziert waren. An die Ausgabe schließen Glossar, Namenverzeichnis und eine sorgfältige Untersuchung der Sprache der Handschrift an. *N* stellt zweifellos eine der altfranzösischen Epensprache größeren Einfluß gewährende Fassung des ursprünglichen *Girart*-Textes dar, der seinerseits schon in einer Mischsprache redigiert war¹⁰; die Annahme, daß diese Verstärkung des französischen Elementes auf einen französischen Kopisten zurückgeht, hat viel für sich.

26. Giuseppe Francescato, *Les unités phonologiques dans la perspective diachronique* (I, p. 451–465). Francescato geht von Saussures Scheidung zwischen Diachronie und Synchronie aus, die er zwar als methodische Prämisse akzeptiert; gleichzeitig wird aber darauf insistiert, daß jeder Sprachzustand das Resultat einer Entwicklung darstelle, daß alle Einheiten dieses Zustands in einer Tradition stünden – auch die phonologischen Einheiten. Francescato wendet sich aus diesem Grund gegen die «reine» Synchronie, den *calcul* von Hjelmslev, denn nur bei Berücksichtigung dieser Tradition sei es möglich, den Kontakt mit der sprachlichen Realität¹¹ nicht zu verlieren: «seulement l’histoire peut nous expliquer

⁹ COSERIU weist zu Recht darauf hin, daß sowohl ein Passiv wie eine Reflexivkonstruktion ein persönliches Subjekt verlangen.

¹⁰ Cf. hierzu jetzt auch M. PFISTER, *Lexikalische Untersuchungen zu Girart de Roussillon* (ZRPB. Beih. 122), Tübingen 1970.

¹¹ Besser als «Realität» würde man wohl «Aktualität» sagen, denn die Systeme der *langue* sind ebenso Realitäten wie die konkreten Äußerungen.

et peut justifier l'usage de tel son à tel point pour ‘communiquer’ telle chose» (p. 459), nur die Tradition könne die Begrenzung der Variationen bei den Einzelrealisierungen erklären. Nichts gegen die Auffassung, ein System sei das Resultat einer Entwicklung – und deshalb auch die «Variationsbreite» bei der Realisierung der Einheiten eines Systems. Aber Francescato's Sicht ist doch zu einseitig diachronisch: Um ein System als solches zu beschreiben, um sein Funktionieren darzustellen, brauche ich in der Regel die geschichtlichen Fakten nicht; trotzdem ist ein solches System nicht «fern jeder Realität»: es gibt nämlich noch eine andere Verbindung mit der Aktualität als die historische. Das System (*langue*) wurzelt dank seiner Anwendungen, seiner Aktualisierungen (*parole, discours*) in dieser, die beiden Ebenen sind durch den Aktualisierungsvorgang miteinander verbunden. Auch die Begrenzung der «Variationsbreite» für Einzelrealisierungen ist nicht nur historisch fixiert: sie ergibt sich aus dem System als solchem heraus. Francescato hält System und Entstehung eines Systems, Distribution und Entstehung einer Distribution im Bereich der Phoneme nicht genügend auseinander; das Warum eines Systems, einer Distribution interessiert bei rein synchronischer Betrachtung nicht – hier ist nur das «Sosein» von Bedeutung. Um die beiden Aspekte besser zu trennen, komme ich auf meinen schon einmal gemachten Terminologievorschlag zurück¹²: *Phonologie* = Beschreibung eines Systems; *Phonematik* = Geschichte eines Systems; *Phonemik* = Distribution der Einheiten eines Systems; *Diaphonemik* = Geschichte einer solchen Distribution.

27. Klaus Heger, *Die «liaison» als phonologisches Problem* (I, p. 467–484). In einer infolge ihrer Komplexität und Dichte nur schwer zu resümierenden Studie geht Heger der Frage der *liaison* nach, die für ihn nicht einfach in den Bereich *Graphie – Aussprache* gehört, sondern ein phonologisches Problem darstellt – je nachdem symbol- oder symptomphonologisch. Seine Lösung des Fragenkomplexes besteht darin, daß er zu Beginn der vokalisch anlautenden Wörter ein Phonem /.../ einführt, das entweder als [ø] oder als [Kons.] realisiert wird. Dies bedeutete, daß es im Französischen gar keine vokalisch anlautenden Wörter gibt¹³. In welcher Gestalt der Konsonant allenfalls realisiert wird, wäre nach Heger durch jedes Monem inhärente Realisierungsregeln bestimmt, die sich auf eventuell im syntagmatischen Zusammenhang nachfolgendes /.../ beziehen. Heger anerkennt selbst, daß seine Darstellung bzw. Lösung der Probleme überaus kompliziert sei; gibt es wirklich keine einfachere Lösung, die auf die Vorteile von Hegers Darstellung (Kohärenz) nicht zu verzichten braucht? Könnte man nicht die *liaison*-Einheiten am Ende vorhergehenden Monems belassen (wo sie auch die *Graphie* hinstellt)? Es gäbe dann einerseits vokalisch anlautende Moneme, andererseits – als solche zu indizierende – für eine *liaison* in Frage kommende Moneme, wobei ich die Form mit Bindekonsont als «Normalform» ansehen möchte. Dieser «unstabile» Konsonant würde aufgrund einer syntagmatischen Kombinationsregel in gewissen Kontexten obligatorisch oder fakultativ fallen¹⁴. Dadurch könnte man auch Hegers Kohärenz der konsonantischen Realisierungsregeln verzichten und zudem die *liaison* bzw. Nicht-*liaison* einheitlich fassen.

29. Gerold Hilty, *Westfränkische Superstrateinfüsse auf die galloromanische Syntax* (I, p. 493–517). In einer überaus um- und vorsichtigen Studie geht Gerold Hilty der heiklen Frage germanischer Einflüsse auf die französische (und z. T. provenzalische) Syntax nach. In drei Fällen gelingt es ihm, eine Beeinflussung durch das Superstrat wahrscheinlich zu machen: in bezug auf die altfranzösische (und heute z. T. noch dialektale) Voranstellung

¹² Cf. *VRom.* 29 (1970), 310.

¹³ Auch das «*h aspiré*» hat konsonantischen Charakter!

¹⁴ Bereich (Hierarchiestufe) der *Phonosyntax*, cf. WUNDERLI, *VRom.* 29 (1970), 309 N 9.

der Farbadjektive, die lange Bewahrung eines Zweikasusystems (zu einem Zeitpunkt, wo im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen bereits nur noch eine Form existierte), und die altfranzösische Regelung der Setzung des Subjektpersonalpronomens (und der sich daraus ergebenden weitgehenden Verallgemeinerung). Allerdings bringt der fränkische Einfluß in keinem der drei Fälle etwas Neues, er wirkt sich vielmehr nur stützend, verzögernd oder beschleunigend auf schon dem Stratum eigene Erscheinungen aus. So ist z. B. in vulgär- und spätlateinischen Texten die Voranstellung von Farbadjektiven durchaus zu belegen; in den meisten romanischen Sprachen geht jedoch diese Möglichkeit schon vor dem Auftreten der ersten Texte wieder verloren – im Französischen dagegen verhilft ihr der fränkische Einfluß zu einer zumindest vorübergehenden Bedeutung. Daß das Fränkische ein viel differenzierteres Kasussystem hatte als das Gallolatine, bedarf keiner Erörterung; dem sich daraus ergebenden ausgeprägteren Flexionsbewußtsein dürfte der verzögerte Abbau des Zweikasussystems im Galloromanischen zuzuschreiben sein. Was die Setzung des Subjektpronomens betrifft, so kann aufgrund der Verhältnisse im Althochdeutschen¹⁵ glaubhaft gemacht werden, daß das Westfränkische sich hierin weitgehend mit dem Altfranzösischen deckte (Subjektpronomen im wesentlichen nur vor dem Verb, und zwar dann, wenn dieses sonst an erster Stelle stehen würde; wenn ihm der Platz vor dem Verb verwehrt bleibt, fehlt es meist); der Vorsprung des Französischen gegenüber den anderen romanischen Sprachen dürfte sich so durch fränkischen Einfluß erklären. In dieser beschränkten Form dürfte germanischer Einfluß bei den drei erwähnten Erscheinungen nur schwer zu leugnen sein. Man kann Hilty sicher nicht übertriebene «Germanophilie» vorwerfen, zumal er sich in bezug auf andere, ebenfalls schon mit fränkischem Einfluß erklärte Erscheinungen äußerst skeptisch verhält (cf. p. 512–517).

30. Bernard Pottier, *Pour la définition d'un système verbal* (I, p. 519–522). In einer dünnen, kaum mit Beispielen versehenen Skizze versucht Pottier, das französische Verbalsystem darzustellen. Es würde auf drei (obligatorischen) semantischen Oppositionen beruhen (Ind. /v/ Subj.; *inactuel* /v/ *actuel*; Präsens /v/ Futur); ein eigentliches *passé* gäbe es nicht – dieses würde vielmehr durch die zusammengesetzten Zeiten (*accompli*) zum Ausdruck gebracht. Daneben gäbe es noch «classes sémiques facultatives» wie *modalité* – *accomplissement*, *déroulement* (meist Ausdruck durch Peripherasen). Zahlreiche Einwände melden sich. Wieso soll die Opposition zwischen *vient* und *venait*, *viendra* und *viendrait* keine temporale sein (ein *passé* würde dann nicht fehlen)? Warum stellt Pottier die Opposition *accompli* /v/ *accomplissement* nicht zu den obligatorischen Taxemen (ich *muß* doch – zumindest im finiten Bereich – eine einfache oder zusammengesetzte Form verwenden)? Wieso stehen bei den «classes sémiques facultatives» einerseits Peripherasen mit dem Infinitiv (*je veux partir*, *je vais partir*), andererseits (beim *accomplissement* und neben dem «futur proche») Formen des Passé composé wie *je suis parti*, *j'ai mangé*? All diese Fragen hier zu diskutieren, ist müßig, weil Pottier seine Darstellung nirgends begründet; wir können hier nur unsere Vorbehalte anmelden und sagen, daß wir die Dinge anders sehen!

32. Harri Meier, *Ich fürchte, (daß) er kommt* (I, p. 553–573). Harri Meier geht der Konstruktion der (affirmativen) Ausdrücke des Fürchtens im Französischen, Spanischen und Italienischen nach: mit Konjunktion – ohne Konjunktion, mit *ne* im Teilsatz – ohne *ne*, mit Indikativ – mit Konjunktiv. Nach ihm sind die konjunktionslosen Typen von allem Anfang an als hypotaktisch und nicht als parataktisch zu betrachten; sie würden den entsprechenden lateinischen Typus fortsetzen. Überhaupt könnten alle 6 in den romanischen Sprachen vorkommenden Typen direkt an lateinische Vorbilder angeschlossen werden,

¹⁵ Cf. J. EGGENBERGER, *Das Subjektspronomen im Althochdeutschen*, Chur 1961.

und auch das expletive *ne* würde aus dem Lateinischen stammen (*ne > ut non > quod non [que (...) ne]*). – Harri Meier bleibt also auch im Bereich der Syntax seiner in der etymologischen Forschung angewandten Methode treu. Daß die entsprechenden Typen im Lateinischen existiert haben, steht nicht zur Diskussion. Wer garantiert uns aber, daß sie tatsächlich weitergelebt haben, daß nicht alle oder ein Teil von ihnen untergegangen sind und die entsprechenden romanischen Erscheinungen nicht auf Neubildungen beruhen? Ich meine, man dürfte den etwas speziellen Fall von *craindre*¹⁶ nicht isoliert betrachten, sondern müßte auch die ähnlich gelagerten Fälle wie *nier*, *douter*, *défendre* usw. mit einbeziehen. Gerade *nier* zeigt eine Erscheinung, die gegen eine Kontinuität der Hypotaxe und für eine parataktische Zwischenphase spricht: bis zu Brunetto Latini steht im abhängigen Satz immer der Indikativ, und dieser ist regelmäßig von *ne* begleitet¹⁷!

33. Jean Rychner, *Sur les segments subordonnés initiaux de phrase dans la prose narrative médiévale* (I, p. 575–592). In einer einleitenden Diskussion zeigt Rychner die Schwierigkeit auf, die es in gewissen Fällen gibt, wenn man entscheiden soll, ob nun ein segmentiertes Element vorliegt oder nicht: Eindeutigkeit besteht nur bei Teilsätzen (mit finitem Verb), bei absoluten Partizipialkonstruktionen und bei Konstruktionen mit Präd. + Inf.; Adverbien dagegen können sowohl segmentiert als auch dem nachfolgenden Hauptsatz integriert sein. Immerhin spricht die Reihenfolge Subjekt-Verb im auf das Abverb folgenden Satz in der Regel für eine Segmentierung, wenn auch Ausnahmen möglich sind. Nach einer theoretischen Erörterung der Segmentation vor allem aufgrund der Arbeiten von Sechehaye und Bally weist Rychner dann anhand einer Reihe von Beispielen nach, daß die Segmentierung ihre Ursache nicht in einer affektiven Herausstellung des vorgezogenen Elements hat, sondern vielmehr dazu dient, eine Verbindung zum vorhergehenden Satz zu schaffen: das segmentierte Element stellt eine Art Brücke dar. Betrachtet man die Entwicklung der Segmentation in der mittelalterlichen Prosa, stellt man fest, daß die segmentierten Nebensätze im Laufe der Zeit zugunsten der Adverbien, Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen abnehmen, was durchaus parallel zu einer allgemeinen Nominalisierung des Satzes läuft.

44. Carl Theodor Gossen, *Zur lexikalischen Gliederung des pikardischen Dialektraumes* (II, p. 133–145). In einer wohl dokumentierten, trotzdem aber nur provisorisch sein wollenden Studie¹⁸ geht C. Th. Gossen der lexikalischen Gliederung des pikardischen Sprachraums nach. Die Darstellung des Materials erfolgt in drei Kapiteln. In einem ersten werden die Ausdrücke untersucht, wo im wesentlichen die ganze Pikardie mit einem – je nachdem größeren oder kleineren – außerhalb ihr liegenden Gebiet geht und in Opposition zum zentralfranzösisch/schriftsprachlichen Gebrauch steht; im Extremfall haben wir einen kohärenten nördlichen Gürtel, der von der Normandie bis nach Lothringen reicht. In einem zweiten Kapitel werden die Fälle zur Darstellung gebracht, wo sich nur ein Teil der Pikardie zusammen mit einem angrenzenden Gebiet von der Hochsprache abhebt, und ein drittes Kapitel ist den spezifischen Pikardismen gewidmet, sei es, daß sie für das ganze, sei es, daß sie nur für einen Teil des Gebietes Gültigkeit haben. Anschließend versucht Gossen die Resultate kartographisch auszuwerten (p. 143). Dabei ergibt sich ein recht verwirrendes Bild von Isoglossen, die sich aber trotz allem auf rund 10 wesentliche Grenzen reduzieren

¹⁶ Cf. z. B. WUNDERLI, *ZRPh. Beih.* 123, p. 379 ss.

¹⁷ Cf. G. MOIGNET, *Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français*, Paris-Alger 1959, p. 350, 582.

¹⁸ Entscheidendes Material ist leider nicht zugänglich: der pikardische Regionalatlas und das *Inventaire général du picard* (R. DUBOIS – R. LORIOT) harren immer noch einer Publikation.

lassen. Im nördlichen Teil verlaufen diese Grenzen (deren 6) im großen und ganzen von Norden nach Süden und spiegeln so die Offenheit und Verbindung dieses Gebietes mit dem Osten. Im südlichen Teil haben wir im wesentlichen von Westen nach Osten verlaufende Grenzen – eine Folge davon, daß hier der pikardische Raum vor allem gegenüber dem Franzischen und seinen Einflüssen offen ist.

53. Ludwig Söll, *MURMURARE in der Romania – Bedeutungswandel durch Lautwandel?* (II, p. 287–311). Mit wohltemperter Skepsis geht Söll der Frage nach, ob – wie immer wieder behauptet – der gegenüber lat. *MURMURARE* in den romanischen Fortsetzern feststellbare Bedeutungswandel tatsächlich auf die lautliche Entwicklung zurückzuführen ist (lat. [u]; fr. [ü]; it. [o]). Es zeigt sich schon bald, daß die Grundwerte in der *langue* sowohl im Spanischen, Italienischen wie im Französischen weitgehend identisch sein müssen, und daß sich auch in bezug auf die Nutzwerte und die syntagmatischen Kombinationsmöglichkeiten im *discours* kaum Unterschiede feststellen lassen. Zudem bewahrt das Spanische im wesentlichen die gleiche Lautung wie das Lateinische, kennt aber die gleichen Veränderungen des Grundwerts wie das Italienische und das Französische. Wie soll bei diesen Gegebenheiten ein Einfluß der Lautentwicklung auf den *signifié*-Bereich des Zeichens glaubhaft gemacht werden können? Fest steht, daß der Anwendungsbereich von lat. *MURMURARE* bedeutend weiter ist als der seiner romanischen Fortsetzer. Söll unterscheidet im wesentlichen drei (romanische) Anwendungsbereiche: 1. 'murmeln' von Stimmen, 2. 'murmeln' von Wasser, Wind, Wipfeln und dergleichen, aber auch Tauben, Bienen, und 3. 'murren'. Erbwörtlich scheint ihm nur die erste Verwendung tradiert zu sein; die dritte dürfte eine Entlehnung aus dem Bibellatein zu sein, während die zweite in die Topik des *locus amoenus* gehört und durch den Petrarkismus in den romanischen Sprachen zu Bedeutung gelangte. Nicht mehr einverstanden sind wir mit Söll, wenn er abschließend aus '*murmurare*' – zumindest in historischer Sicht – zwei oder drei Homonyme machen will. Von Homonymen können wir meines Erachtens nur sprechen, wenn die betroffenen Zeichen *keine* gemeinsamen Seme (außer funktionellen Semen) haben. Dies ist hier eindeutig nicht der Fall: der Rückgriff auf das Bibellatein und die *locus-amoenus*-Topik hat deshalb (historisch) nicht zur Einführung neuer (homonymer) Zeichen in die romanischen Sprachen geführt, sondern zur Veränderung der Semstruktur eines vorhandenen Zeichens (über die Schaffung neuer Kontextmöglichkeiten).

55. Joseph Engels, *La survie de QUASI et QUAM SI en français et en provençal* (II, p. 323–338). Engels geht den Fortsetzern von *QUASI* und **QUAMSI* nach und überprüft alle Belege sorgfältig. Dabei zeigt es sich zuerst einmal, daß apr. *quaisses* (nach *FEW* bei Bernart Marti) nicht existiert: es steht an der betroffenen Stelle *quais*. Der frühe Beleg für *quasi* ist als Latinismus zu betrachten. *Quaisses* in der Passion schließlich wäre an **QUAMSI* anzuschließen: der Verlust des Nasals (*quainsses*) wäre entweder als Nachlässigkeit des Schreibers (Abkürzungsstrich vergessen) oder als lautliche Entwicklung zu interpretieren. Aufgrund dieser Fakten ergibt sich eine wichtige Umgestaltung der Darstellung im *FEW*: *QUASI* ist nur im Altfranzösischen erbwörtlich überliefert (> *cais*), **QUAMSI* dagegen im Afr. (*quai(n)sses*, *quenses* usw.) und im Apr. (*quains*); beide Sprachen kennen daneben noch eine zweite entlehnte Form: fr. *quasi* (16. Jh.), pr. *cazi* (15. Jh.).

65. Otto Jänicke, *Zu den slavischen Elementen im Französischen* (II, p. 439–459). Aufgrund der (z.T. von ihm selbst noch ergänzten) Materialien von *FEW* 20 geht Jänicke den Slavismen im Französischen nach. Primär teilt er sie in zwei Gruppen ein: solche, die zum festen Bestand des Französischen geworden sind und allgemein verwendet werden, und solche, deren Gebrauch auf slavische Verhältnisse beschränkt bleibt; diese zweite Gruppe ist die weit umfangreichere. Da das Französische keinen direkten Kontakt mit den slavi-

schen Sprachen hat, ist ein großer Teil des Wortmaterials durch andere Sprachen vermittelt worden; bedeutendster Vermittler solcher – sich in beiden Hauptbereichen findender – Wanderwörter ist das Deutsche. Zu Recht weist Jänicke darauf hin, daß man diese Elemente nur bedingt als Slavismen ansprechen könne. Eine weitere Gliederungsmöglichkeit ergibt sich durch den Gegensatz zwischen mit der Sache übernommenen Bezeichnungen und den literarischen (Fern-)Entlehnungen (vor allem Reiseberichte). Gerade in den Reiseberichten wird aber oft auch auf die Nennung der slavischen Bezeichnung verzichtet: entweder begnügt der Autor sich mit einer Beschreibung, oder dann versucht er sich in einer Lehnübersetzung. Probleme ergeben sich auch in der Transliteration¹⁹; bis weit ins 19. Jahrhundert hinein sind die Slavismen durch eine sehr variantenreiche Schreibung gekennzeichnet, die auf die Widersprüche zwischen rein graphischer und phonetisch möglichst exakter Übernahme zurückgehen.

66. Manfred Höfler, *Einige Aspekte der sprachlichen Entlehnung (dargestellt an zwei Anglizismen im Galloromanischen)* (II, p. 461–480). Höfler geht dem theoretisch noch wenig beachteten Problem der mehr als einmal entlehnten Wörter nach. Die Paare *ostade* (seit 1935; daneben *demi-ostade*, *mi-ostade*, *ostadine*) und *worsted* (17. Jh.) einerseits (beide aus *Worsted*, mod. *Worstead*), *carisé* (15. Jh.; daneben *carisée*, *cresseau* usw.) und *Kersie*, *Kresey* (17. Jh.) andererseits (beide aus *Kersey*) dienen als Beispiele für eine doppelte Entlehnung auf verschiedenem Wege und zu verschiedenen Zeitpunkten. Um festzustellen, ob eine oder zwei Entlehnungen vorliegen, müssen neben den formalen auch soziologische, semantische und stilistische Aspekte berücksichtigt werden. Als objektives Kriterium kann oft auch die Tatsache herangezogen werden, daß die eine Entlehnung so weit assimiliert wurde, daß sie Ableitungen bildet, die andere dagegen nicht.

Damit möchte ich meine «ausgewählten Hinweise» auf einige Beiträge dieser eindrücklichen Festschrift abschließen. Sowohl umfang- wie auch gehaltsmäßig ist sie das Dokument einer seltenen Wertschätzung für ein monumentales Lebenswerk, ein Zeugnis, wie wir es wohl nicht so schnell wieder antreffen werden.

Peter Wunderli



Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg 7/1 (1969), 305 p.

Im ersten Band der *TLL* hatte sich Georges Straka vorgenommen, die Sammlung von Artikeln und Arbeiten aus dem Straßburger *Centre* wenn möglich jedes Jahr erscheinen zu lassen, ohne sich aber den festen Rhythmus einer Zeitschrift auferlegen zu wollen¹. Bis jetzt ist tatsächlich jedes Jahr in schöner Regelmäßigkeit ein Band erschienen; zwar sind deshalb die *TLL* noch nicht zu einer Zeitschrift geworden (dazu fehlt ihnen vor allem ein Besprechungsteil), sie haben aber doch weitgehend den Charakter eines Jahrbuchs angenommen, das in zwei getrennten Fasikeln (Sprachwissenschaft – Literaturwissenschaft) über die neuesten Ergebnisse der romanistischen Forschung orientiert. Erfreulich ist dabei zweifellos, daß nicht nur am *Centre* selbst tätige Forscher zu Wort kommen, sondern diese wertvolle Publikationsmöglichkeit auch anderweitig (sowohl im In- wie im Ausland) tätigen Romanisten offensteht.

¹⁹ P. 457 wird russ. ы als «nichtgerundetes [ü]» definiert; es muß [u] heißen.

¹ Cf. *TLL I* (1963), 7.

Wie schon Band 6/1, so trägt auch Band 7/1 wieder den Untertitel *Linguistique – Stylistique – Philologie*, der sowohl ein Résumé des Inhalts als auch ein Programm darstellt. Im einzelnen handelt es sich um die folgenden Beiträge:

1. Paul Imbs, *Ernest Hoepffner: l'actualité de son œuvre* (p. 7–21). In einer sympathischen Skizze läßt Imbs vor uns das Bild seines Lehrers Ernest Hoepffner erstehen: seine wissenschaftliche Karriere, seine einnehmende Persönlichkeit. Aktuell ist sein Lebenswerk nach wie vor für den Textphilologen, hat er doch den idealen Weg gezeigt zwischen den extremen Positionen Lachmanns und Bédiers: wohl anerkennt er die Bedeutung des Stemmas und der *lectio difficilior*, auch lehnt er Eingriffe in den überlieferten Text nicht prinzipiell ab – aber er fordert auch gleichzeitig, möglichst nahe dem einmal als solches erkannten besten Manuskript zu bleiben und diese Editionsbasis nur dort zu modifizieren, wo dies wirklich unumgänglich ist: es soll ein lesbarer Text entstehen, der der Vorlage (und dem Original) möglichst nahe steht. Daß für einen gewissenhaften Forscher wie Hoepffner alles zu begründen ist und nichts verschleiert werden darf, versteht sich von selbst.

2. André Martinet, *La deuxième articulation du langage* (p. 23–28). In seinem Aufsatz faßt Martinet Überlegungen zusammen, die er auch schon anderweitig vorgetragen hat. Es geht ihm vor allem darum, zu zeigen, daß die menschliche Sprache auf einer doppelten und nicht auf einer einfachen oder einer drei-, vierfachen usw. Artikulation beruht. Daß eine einfache Artikulation ausscheidet, dürfte heute nur noch schwer zu bestreiten sein: ob wir aber mit den zwei Artikulationen allein auskommen, scheint mir eher fraglich. Martinet verteidigt seine Position, indem er Akzent und Intonation als mögliche symbolfunktionale Elemente leugnet: der Akzent hätte nur kontrastive und demarkative, aber keine distinktive Funktion²; die Intonation dagegen wird mit dem Hinweis eliminiert, sie finde sich auch bei Tieren, und auch Kinder reagierten auf sie schon lange bevor sie sprechen könnten. All dies ist wenig überzeugend: Kinder verstehen auch Wörter, bevor sie sie sprechen, und Tiere kennen z.T. auch einen auf einer 1. Artikulation aufbauenden Verständigungscode! Keines der von Martinet vorgebrachten Argumente berechtigt uns wirklich, die suprasegmentalen Elemente als nicht symbolfunktional zu eliminieren; dies wird noch viel eindeutiger, wenn man sich nicht auf die traditionellen Moneme beschränkt, sondern auch die Satzbaupläne mit in die Betrachtung einbezieht (z.B. fr. *Tu viendras ? Tu partiras demain!*). Allerdings geht dabei Saussures Linearität der Sprache zumindest teilweise verloren: sie gilt nur noch für die Abfolge der Phoneme und Moneme, denen aber ein symbolfunktionales suprasegmentales Element überlagert sein kann – also doch noch eine dritte Artikulationsebene³.

3. Bernard Pottier, *Typologie interne de la langue* (p. 29–46). Wie schon der Titel der Arbeit besagt, will Pottiers einen Beitrag zur Sprachtypologie liefern: eine Typologie allerdings, die nicht wie bisher einmal unbekümmert mit dem Vergleich von Sprachen beginnt, sondern eine Typologie, die zuerst einmal die Sprachen als solche von ihrer immanenten Struktur her beschreibt und diese dann zu einem (als außereinzelsprachlich aufzufassenden) konzeptuellen System in Beziehung setzt; erst jetzt ist ein Vergleich verschiedener Sprachen möglich. Allerdings wird dieser Vergleich im vorliegenden Aufsatz nicht mehr gegeben, ja

² Für Fälle wie it. *parlo /v/ parlò*, meint Martinet, sei die distinktive Funktion nicht dem Akzen, sondern dem Platz des Akzentes zuzuschreiben; aber ist dies nicht einfach ein Trick der Formulierung, läuft dies nicht letztlich auf das Gleiche hinaus ?

³ Cf. auch den folgenden Beitrag von B. POTTIER, der im Bereich der hörbaren Komponenten des Zeichens neben die Phoneme die prosodischen Elemente stellt (daneben kennt Pottier noch einen visuellen Bereich [Gesten, Graphie]).

selbst die Darstellung der Beziehungen zwischen sprachlicher Struktur und konzeptuellem System ist nicht abgeschlossen und soll in einem späteren Beitrag weitergeführt werden (cf. p. 46). Was Pottiers Skizze der sprachlichen Struktur angeht, so beruht sie im wesentlichen auf früheren Beiträgen in den *TLL* (in denen auch vieles in bezug auf das konzeptuelle System vorweggenommen ist)⁴; wir gehen deshalb nicht näher auf diese Punkte ein. Neu ist vielmehr die Einführung eines *domaine conceptuel* (*Co*), der als «organisation des données linguistiques selon une cohérence interne d'ordre logique, indépendante de La Logique» definiert wird (p. 31). Obwohl durch die Einführung dieses Bereichs die *Présentation de la linguistique* zum Teil bereits wieder zurückgenommen wird (cf. auch p. 32), bewegen wir uns im wesentlichen doch auf der gleichen Linie: die taxischen Klassen (*relation, formulation* usw.), die dort als einzelsprachliche Generalisierungen auftraten, gehören hier jetzt in den konzeptuellen (noematischen) Bereich; dieser Übergang ist ohne weiteres möglich, weil für Pottier «ces classes sont issues de l'étude des distinctions révélées par les langues naturelles» (p. 32)⁵. Die einzelnen Taxeme (für die *relation* z. B. Transitivität, Diathese, für die *identification* z. B. *vivant, humain, puissant* usw.) sind nun durch ein *réseau de correspondances profondes* (*RCP*) mit den einzelsprachlichen Erscheinungen verbunden. Wie vor allem die Bemerkungen zur Komposition und Derivation zeigen (p. 45/46), kann diese Inbezugsetzung von Konzepten und sprachlichen Einheiten und Sequenzen als eigentlicher Bereich der generativen Grammatik angesehen werden⁶.

4. Klaus Heger, *La sémantique et la dichotomie de langue et parole. Nouvelles contributions à la discussion sur les bases théoriques de la sémasiologie et de l'onomasiologie* (p. 47–111). In einer komplexen Studie faßt Heger eine Reihe vorangegangener Arbeiten zusammen, erweitert und ergänzt sie – und widerruft auch zum Teil frühere Behauptungen⁷. Der Aufsatz zerfällt in 4 Hauptteile: in einen ersten, in dem seine Konzeption in bezug auf die Scheidung von *langue* und *parole* usw. dargelegt wird, in einen zweiten, in dem die Folgen für die Semantik aus dieser Wahl dargestellt werden, einen dritten, in dem es um die Definition von Homonymie, Polysemie, Synonymie und Polymorphie geht, und einen vierten schließlich, in dem Heger die Gemeinsamkeiten und Unterschiede seiner Konzeption gegenüber derjenigen der Transformationsgrammatik herausarbeitet. Heger definiert die *langue* als virtuell und abstrakt, die *parole* als aktuell und konkret. Er fordert dann, jede Erscheinung auf der Ebene der *parole* müsse eine Entsprechung in der *langue* haben (und umgekehrt); es ist abwegig zu fragen, ob eine Erscheinung der einen oder anderen Ebene angehöre. Diese Feststellung scheint mir – zumindest in solch absoluter Formulierung – nicht annehmbar, fordert sie doch in letzter Konsequenz für jeden Nutzwert in der Rede einen kongruenten Grundwert in der Sprache: alle kontextuellen und situationellen Faktoren müßten in die *langue* übernommen werden und könnten erst (allenfalls) auf dieser Ebene (auf einer höheren

⁴ Cf. v.a. *TLL* 2/1 (1964), 107–136; *TLL* 4/1 (1966), 399–401; *TLL* 5/1 (1967), 7–60 (auch als unabhängige Publikation *Présentation de la linguistique*, Paris 1967); *TLL* 6/1 (1968), 7–25. – Cf. auch unsere Besprechungen *VRom.* 26 (1967), 127–129; *VRom.* 28 (1969), 144; *VRom.* 30 (1971), 106–114; *VRom.* 30 (1971), 115/116. Die dort z. T. erhobenen Einwände haben auch hier Gültigkeit.

⁵ Pottiers Konzeption erscheint so in verschiedener Hinsicht derjenigen von Heger angenähert zu sein (cf. *TLL* 3/1 [1965], 7–32, sowie den nächsten Beitrag).

⁶ Cf. hierzu jetzt auch E. COSERIU, *Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur*, in *Sprache: Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970 (*TBL* 2), p. 213–224 und K. HEGER im folgenden Beitrag, bes. p. 107.

⁷ Die gleiche Arbeit ist auch in deutscher Sprache erschienen, cf. KLAUS HEGER, *Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole*, *ZRPh.* 85 (1969), 144–215; einige geringfügige Abweichungen (v.a. in bezug auf die Fußnoten) fehlen jedoch nicht.

Hierarchiestufe) transzendiert werden. Eine solche Annahme macht aber die *langue* zu einem Gebilde, das weit komplizierter und komplexer ist als die *parole* – Ökonomieprinzip und Wahrscheinlichkeit sprechen gegen sie. – Nützlich scheint mir dagegen die Einführung des Begriffs der Katena zu sein (eine Art Bindeelement), der die Verbindung von zwei sprachlichen Einheiten auch auf der nächsthöheren Hierarchiestufe als Einheit erscheinen läßt; oft übersehen wird auch die von Heger herausgestellte Tatsache, daß der Begriff *langue* vielfach in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet wird: im Sinne eines kohärenten Systems und für einen Komplex von Diasystemen (*état de langue*). Zwischen der *langue* und der *parole* führt Heger zudem noch eine mittlere Ebene ein, die er mit Σ – *parole* bezeichnet und die als System von Frequenzklassen zu gelten hat; nicht geprüft wird, ob aus dieser quantitativen Struktur sich nicht auch qualitative Folgen ergeben, die zu einer *Norm* führen. Gerade hier sehe ich die Möglichkeit einer Beziehung zum Aktualisierungsproblem (von Heger p. 55 abgelehnt), in dem Sinne nämlich, daß ein aus einem bestimmten Grundwert gezogener Nutzwert «normal» (d.h. in der Norm angelegt) oder akzidentell sein kann. – Anschließend wendet sich Heger nun den semantischen Problemen zu. Wichtig ist für mich hier vor allem die Tatsache, daß Heger seine frühere Gleichsetzung von Sem und Noem (Konzept) widerruft und das erste als einzelsprachlich gebunden anerkennt, dem Noem dagegen außersprachlichen Charakter zuweist. Allerdings wird dadurch die Bedeutung des Noems stark eingeschränkt, und man könnte bei der Analyse einer Einzelsprache auch darauf verzichten. Eine gewisse Bedeutung kommt ihm noch beim Sprachvergleich zu, wobei allerdings zu beachten ist, daß Noeme selbst immer durch irgendeine Einzelsprache geprägt sind; dies bedeutet, daß man für den Sprachvergleich ebensogut das ausdrücklich als Bezugsgröße gekennzeichnete System einer natürlichen Sprache verwenden könnte. Synonymie liegt nach Hegner nur dort vor, wo einem Noem mehrere Zeichen entsprechen. Aber ist diese Entsprechung eine vollständige? Mir scheint, daß dies in der Regel nicht der Fall ist, daß vielmehr auf der Ebene der *langue* im Normalfall nur partielle Entsprechungen vorliegen, die dann allerdings in der konkreten Verwendung durch situationelle und kontextuelle Faktoren vollständig wird (Identität in bezug auf die aktualisierten Seme). Entgegen Hegers Auffassung, daß die Frage nach der Gültigkeitsebene müßig sei, gibt es für mich Synonymie nur in der *parole*. Meine volle Zustimmung findet Heger dagegen für die Definition der Polysemie und Homonymie. In beiden Fällen haben wir ein Zeichen und zwei oder mehr Sememe⁸, wobei bei der Homonymie diese Sememe kein, bei der Polysemie mindestens ein Sem gemeinsam haben. – Sehr viel Raum erfordert dann die Diskussion der Polymorphie. Bei einem Verb wie *aller* (Stämme *v-*, *i-*, *all-*, *aill-*) liegen nach Heger 4 Lexeme mit gleichem Semem vor, die erst auf einer dritten Hierarchiestufe zu einem Paradigma vereinheitlicht werden könnten (Vokabel). Ich bin jedoch weiterhin der Ansicht, daß der Annahme eines mit vier Varianten ausgestatteten Stammes auf der Hierarchiestufe der Moneme nichts im Wege steht⁹.

5. Josette Rey-Debove, *Les relations entre le signe et la chose dans le discours sémantique: être, s'appeler, désigner, signifier et se dire* (p. 113–129). Der Verfasserin geht es um eine systematische Erfassung der verschiedenen Typen von Wörterbuchdefinitionen. Je nach

⁸ Ob die Sememe (im Sinne Hegers) allerdings der *langue* angehören, scheint mir fraglich. Eine Zuweisung zur Norm (u. zur *parole*) dürfte vorzuziehen sein.

⁹ Die Wahl der einen oder anderen Variante erfolgt erst in der Aktualisierung und wird gesteuert durch den morphologischen Kontext; cf. hierzu P. WUNDERLI, *Nochmals zur Aktualisierung und den Futurperipherasen*, *ZRPh.* 86 (1970), 427–448, bes. p. 433–437.

dem Charakter¹⁰ der durch eine Kopula zueinander in Beziehung gesetzten Definitions-konstituenten (Lemma und Interpretament) werden vier Typen unterschieden: 1. Sache > Sache (Kopula *être*); 2. Sache > Zeichen (Kopula *s'appeler*); 3. Zeichen > Sache (Kopula *désigner, signifier*); 4. Zeichen > Zeichen (Kopula *se dire*). Hier nur vier Beispiele für die einzelnen Typen: 1. *Le poulain est le petit du cheval*; 2. *Le petit du cheval s'appelle poulain*; 3. *Poulain désigne le petit du cheval*; 4. *Poulain se dit colt (en anglais)*. Innerhalb dieser Kategorien wird dann weiter differenziert, je nachdem ob eine *idée générale*, ein Einzelfall aus einer Klasse (*particulier*) oder ein die Klasse ausmachender Einzelfall (Eigenname; *singulier*) vorliegt; es wird überprüft, ob die Reihenfolge *condensation-expansion* (Wort-Peripherase) umgekehrt werden kann, ohne in die Asemantizität zu verfallen, ob ein Typ *condensation-condensation* existiert, und es werden zu jedem Typ Angaben über den Ort und die Häufigkeit des Vorkommens gemacht. Im großen und ganzen eine überzeugende Darstellung. Nur ein Punkt gefällt mir nicht: Sieht man von der in N 10 zitierten Stelle ab, könnte man leicht den Eindruck gewinnen, die Verfasserin denke an eine direkte Inbezugsetzung von Sache und Sache, Sache und Zeichen (= *signifiant*). Dies ist sicher nicht der Fall (cf. N 10); auch dort, wo in den Formeln «Sache» steht, ist der Bezug zum Nominandum nur über das *signifié* möglich¹¹. Die Funktion der verschiedenen als Kopula möglichen Verben müßte hier verdeutlicht werden: sie lassen je nachdem den Bezug zum Nominandum für beide Definitionspole offen («nicht-metalinguistische» Def. [1]), oder sie blockieren diese Bezugsmöglichkeit auf der einen oder auf beiden Seiten («metalinguistische» Def. [2, 3, 4]).

6. Henri Guiter, *Corrélations de signifiants et de signifiés dans les langues romanes* (p. 131–159). Ausgehend von einer Studie von P. Guiraud (gegenüber deren Resultaten Vorbehalte angemeldet werden), untersucht Guiter mit statistischen Methoden die Frage, ob zwischen der Frequenz von Wörtern, der Zahl der sie ausmachenden Phoneme und der Zahl ihrer Bedeutungen im Französischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Katalanischen eine Korrelation besteht. Zur Feststellung der Frequenz dienen – soweit vorhanden (Frz., Sp.) – Frequenzwörterbücher; wo sie fehlen, wird aufgrund der Feststellungen von Haygood eine auf 25 000 Wörtern beruhende eigene Statistik aufgestellt. Für die Feststellung der Anzahl von «Bedeutungen» ist man auf die Angaben derjenigen Wörterbücher angewiesen, die eine Numerierung durchführen. Dies führt dazu, daß für die einzelnen Sprachen sehr ungleiche Werke als Grundlage dienen: überhaupt erweist sich in diesem Punkt die Basis der Studie als äußerst unsicher. Wie soll man den Angaben der Wörterbücher hinsichtlich der Zahl der «Bedeutungen» Glauben schenken, solange rein impressionistisch vorgegangen wird? Hier müßten zuerst einmal für jede Einheit Semanalysen durchgeführt werden, und auf dieser Basis wären die verschiedenen im *discours* (und der Norm) möglichen Aktualisierungskonstellationen der Seme herauszuarbeiten; nur was auf einer verschiedenen Semstruktur beruht, darf als «Bedeutung» eines Zeichens angesehen werden – die rein kontextuellen Abschattierungen sind zu eliminieren. Erst wenn wir zwischen Grund-, Norm- und Nutzwerten genau scheiden können, erhalten wir für Guiters Fragestellung absolut zuverlässige Resultate. Allerdings scheint die statistische Methode die sicher noch vorhandenen Fehlerquellen in der Basis weitgehend zu eliminieren, so daß Guiter trotzdem zu einer mathematisch faßbaren Korrelation zwischen den 3 Parametern (bzw. jeweils 2 von ihnen) kommt.

¹⁰ Es wird geschieden zwischen *référent direct* (Zeichen) und *référent indirect* (Sache), cf.: «On appellera *référent direct* celui du mot en usage, *référent indirect* celui du mot autonyme dont le *référent direct* est un mot» (p. 114).

¹¹ Cf. hierzu auch die Modelle von G. HILTY (*VRom. 24* [1965], 15) und K. HEGER (*ZRPh. 85* [1969], 174).

7. Germán Colón, *Valor del testimonio aislado en lexicología* (p. 161–168). Zum Teil auf früheren Arbeiten aufbauend, geht Colón einer Reihe von umstrittenen Hapaxformen nach. Er unterscheidet 4 Typen – allerdings nicht Typen, die sich aus ihrem spezifischen Charakter ergeben, sondern Typen, die auf dem Schicksal der Formen in der Forschung beruhen: a) Fälle, wo ein eindeutiger Lexikographen- oder Kopistenfehler vorliegt (mlt. *romanticum*; rum. *plec* ‘ich komme an’; kat. *caul*); b) Fälle, die dazu gedient haben, eine gewagte Hypothese aufzubauen (lyon. *perloryo* [>> *compère loriot*]; holl. *ooring* [fr. *orin*]); c) Fälle, die ihren Hapaxcharakter durch weitere Belege in der gleichen Sprache oder einem Nachbaridom verloren haben (prov. *segon*, *cicornitz*, *bescalmes*; kat. *capmajor*); d) Fälle, die weder mit Sicherheit angenommen noch zurückgewiesen werden können (Straßburger Eide *lo stanit*; mozarab. *gydš*; kat. *soniós*). Allerdings ist mit dieser Klassifikation für das Hapaxproblem methodisch nichts gewonnen. Der Aufsatz schließt mit Hinweisen auf lat. *FULGUR*, dessen Fortsetzer im Katalanischen und Aragonesischen als Hapaxformen nachgewiesen werden können.

8. Gaston Tuaillet, *Substrat et structure: à propos d'un solécisme du français populaire de Lyon et de sa région* (p. 169–175). Im frankoprovenzalischen Sprachgebiet, in einem Raum, der durch Lausanne, Grenoble, Saint-Etienne und Mâcon annähernd begrenzt wird, kann man oft Konstruktionen wie *j'y sais*, *j'y ai fait*, *j'y aime* usw. hören, wobei *y* die Bedeutung von *ça* hat (neutr.). Tuaillet weist nach, daß das Frankoprovenzalische in weiten Gebieten ein 3stufiges System von Objektspronomina (*objet direct*) bewahrt hat; masc. *lò*, fem. *la*, neutr. *u/o* (< *HOC*). Wenn nun die frankoprovenzalischen Sprecher in die Schriftsprache wechseln, bewahren sie diese Struktur, müssen aber für das Neutrum eine Ersatzform finden, da *HOC* als solches im Französischen nicht weiterlebt; der nächstliegende Ersatz ist *y*, das ein rein vokalisches *signifiant* hat (Verwendung als *complément circonstanciel* und *indirect*). Die Verwendung von *y* für *ça* kann also als (struktureller) frankoprovenzalischen Substrateinfluß auf das Französische angesehen werden.

9. Georges Merk, *L'étymologie de «race»*. *Rapports entre GENERATIO, RATIO et NATIO* (p. 177–188). Gegen Canello, Spitzer, Preti, v. Wartburg und Corominas, die sich alle für *RATIO* aussprechen, nimmt Merk den Vorschlag Salvionis (*GENERATIO*) wieder auf. *Race* würde im semantischen Bereich auf eine Kontamination zwischen *ratio*, *generatio* und – sekundär – *natio* zurückgehen. Auch im Bereich des *signifiant* hätten Beeinflussungen stattgefunden, indem in *generatio* und (nach Metathese) *gerenatio* falsche Abtrennungen stattgefunden hätten (> *ratio*, *natio*). Die Endung *-ace* schließlich würde auf einen Ersatz von *-atione(m)* durch *-atia(m)* zurückgehen. Merks Darstellung vermag vor allem deshalb nicht zu überzeugen, weil sie eine ganze Serie von nicht normalen Entwicklungen voraussetzt (semantische Kreuzung, Abtrennung, Suffixwechsel). Zudem ist die Abtrennungstheorie nicht glaubwürdig. Sicher lassen sich Einzelfälle solcher Verkürzungen nachweisen – aber bei allen von Merk gegebenen Beispielen handelt es sich eben um Einzelfälle, Einzelrealisierungen – um Erscheinungen des *discours*; es findet sich kein in diesen Zusammenhang gehörender Fall, wo eine solche Entwicklung für ein Zeichen im Sinne einer Einheit der *langue* geltend gemacht werden könnte¹².

10. Gérard Moignet, *Le verbe «voici – voilà»* (p. 189–202). Das Paar *voici-voilà* ist von der Forschung schon auf die verschiedensten Arten eingestuft worden. Adverb, Interjektion, Präposition, *présentatif*, *factif strumental epidictique* sind die Etiketten, mit denen

¹² Die Entsprechungen von *natio* und *generatio* in der *Vetus Latina* und *Vulgata* können nicht angeführt werden, da ihre semantische Struktur von Anfang an eine Vertauschung in gewissen Kontexten ermöglicht.

man die beiden Einheiten zu klassieren versucht hat. Moignet zeigt in überzeugender Weise, daß *voici-voilà* sich in syntaktischer Hinsicht wie ein Verb beträgt und in der Regel als Prädikat zu gelten hat – ein defekitives Verb allerdings, das weder eine Personal- noch eine Tempus- oder Modusflexion kennt; auch die Diathese fehlt (also: unipersonal, Ind. Präs., accomplissement [Moignet sagt: *aspect immanent*], aktiv). Allerdings muß der verbale Charakter auch noch in einem weiteren Punkt eingeschränkt werden: *voici-voilà* kann sich nur beschränkt mit der Negation und der Frage verbinden, nämlich dort, wo das verbale Element von den beiden Modalitäten nicht direkt betroffen ist oder durch irgendwelche syntagmatische Kombinationen (z.B. Frage + Negation) ein positiver Gesamtnutzwert erzielt wird. Und noch ein letzter Punkt: in einem Anwendungsbereich scheint *voici-voilà* seinen verbalen Charakter zu verlieren und zur Präposition zu werden (z.B. *Il est parti voilà huit jours*); Entsprechendes läßt sich auch für *il y a* und *cela fait* feststellen. Zwar läßt sich historisch auch diese Verwendung auf einen verbalen Gebrauch zurückführen (Segmentation: *il est parti, voilà huit jours*), synchronisch liegt hier aber eine *phrase liée* (Bally) vor. Man könnte sich fragen, ob wir nun zwischen einem *voici*¹ (Verb) und einem *voici*² (Präp.) usw. zu scheiden haben; ich ziehe es vor, Moignet zu folgen und hier eine *discours*-Neutralisierung der ohnehin minimalen verbalen Komponente anzunehmen.

11. Gustav Ineichen, *Autour du graphisme des chansons françaises à tradition provençale* (p. 203–218). Nach einem Überblick über die bis jetzt bekannten Einheiten der altfranzösischen Lyrik, die im Rahmen einer provenzalischen Tradition überliefert sind, ergänzt Ineichen diese Liste durch 4 Einheiten, die er dem *Breviari d'amor*, genauer dem *Perilhos tractat d'amor* von Matfré Ermengaud entnimmt (*Amors qui m'a sorpris* [Roi de Navarre], 5v.; v. 9–16 *Tant ai Amours servies longuement* [Thibaut de Champagne]; *Rois de Navare et sires de Vertu* [Raoul de Soissons], 9v; *Chanter m'estuet, car pris m'en est courage* [Robert de Marberoles ?], 8v). Die Texte provenzalischer Überlieferung werden mit Apparat publiziert und den entsprechenden französischen Fassungen (im ersten Fall einer Rekonstruktion derselben) gegenübergestellt. Es folgt anschließend eine Diskussion der graphischen Probleme, die sich aus der Interferenz zweier Laut- und zweier Graphemsysteme (mit ihren verschiedenen Graphiemöglichkeiten) ergeben. Die Hybridisierung der Texte hängt weitgehend von der Qualität (bzw. Nicht-Qualität) der Kopisten ab, doch darf sie nicht allein der Willkür der Schreiber zugewiesen werden: vor allem in Oberitalien ist mit einer bewußten Hybridisierung zu rechnen, weil man das Provenzalische als für die Lyrik typische Sprache ansah und selbst nichtprovenzalische Texte diesem Ideal anzugeleichen versuchte.

12. Guy de Poerck, *Le ms. B.N. lat. 1139, ses «versus» et ses dramatisations («Sponsus» etc.)* (p. 219–236). De Poerck untersucht den ältesten Teil des berühmten (kompositen) Ms. BN lat. 1139: die u.a. auch den *Sponsus* enthaltenden Folien 32–79. Die Analyse bezieht sich auf paläographische, kodikologische und inhaltliche (sowohl literarische wie auch musikologische) Aspekte. Im wesentlichen handelt es sich um eine Sammlung von *versus*, die in einigen Fällen zusammengefaßt und im Rahmen dieser Zusammenfassung dramatisiert werden. In diesem Sinne enthält der älteste Teil der Hs. die folgenden dramatischen Texte: *Ordo Rachelis*, *Hoc est de mulieribus*, *Sponsus* und *Ordo prophetarum*, wobei der zweite zum Osterzyklus, die übrigen zum Weihnachtszyklus zu rechnen wären. De Poerck weist darauf hin, daß die enge Verbindung und gegenseitige Abhängigkeit von literarischem und musikalischem Teil eine Neuerung dieser Sammlung darstelle.

13. Jean Charier, *Chanson de Roland 3795: «Asez i ad Alemans et Tiedeis»* (p. 237–239). Wie kommt es in Rolandslied dazu, daß die Franken als *Tiedeis* (< anfr. *theudisk*) bezeichnet werden? Aufgrund seines onomastischen Materials schlägt Charier zwei Erklärungen vor: entweder werden die Franken nach dem bei ihnen am häufigsten vorkommenden Per-

sonennamen (*Thiad-* in *Thiadgér*, *Thiadmér*, *Thiadrich* usw.) bezeichnet (cf. auch *der Iwan* u.ä.), oder dann läge ein mit einer adjektivischen Endung versehenes Patronym vor.

14. Robert Taylor, *Sermon anonyme sur sainte Agnès, texte du XIII^e siècle* (p. 241–253). Taylor publiziert eine in einem Ms. des Musée Dobrée in Nantes überlieferten Predigt über die Heilige Agnes (Ms. 5, f. 223–229)¹³. Das Ms. dürfte aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen, vielleicht aus der Wallonie; die sprachlichen Züge weisen jedenfalls auf den nördlichen und nordöstlichen Raum (Pikardie - Wallonie - Lothringen)¹⁴. Als Quelle kommt in erster Linie das dritte Kapitel der *Gesta Sanctae Agnetis* (5. Jh.) in Frage, doch wird diese Vorlage nicht unerheblich modifiziert – vor allem dadurch, daß die Gestalt der Agnes mit derjenigen der Abisag von Sunem (1. Könige I, 1–5) verschmolzen wird (ausdrücklicher Hinweis im Text).

15. Jean Bourguignon, *Sur quelques corrections de Bossuet dans les œuvres oratoires* (p. 255–268). Aufgrund der Handschriften untersucht Bourguignon in einer sehr schönen Studie die stilistische Arbeit von Bossuet an seinen Texten. Es zeigt sich dabei, daß es ihm vor allem um rhythmische Ausgewogenheit der einzelnen Teile seiner Perioden geht: annähernd gleiche Länge, ähnliche Akzentsetzung usw. Dazu kommt ein bewußtes Suchen nach Harmonie im Bereich der Sonoritäten: Alliterationen, Assonanzen usw., und in diesen Bereich gehören wohl auch die etymologischen Figuren. Es scheint bei Bossuet in der Regel einen emotionell bedingten Rhythmus zu geben, nach dem sich der sprachliche Ausdruck orientiert. Nicht die Präzision, die möglichst zwingende Formulierung seiner Gedanken scheint bei Bossuet oberstes Ziel zu sein, sondern die rhythmisch-sonore Einheit als Spiegel des emotionalen Gehalts seiner Aussage.

16. Antonio Griera, *Interprétation de quelques cartes de l'Atlas linguistique du Val d'Aran* (p. 269–274). Griera beginnt seine Studie mit einer Klage darüber, daß er heute praktisch der Einzige sei, der Gilliérons Theorie vom Einfluß der Homonymie auf die Entwicklung von Lexikon und Morphologie noch vertrete. Anhand einer Reihe von Beispielen aus dem von ihm vorbereiteten *Atlas linguistique du Val d'Aran* (gaskognisches Gebiet in Spanien) und aufgrund verwandter Erscheinungen aus benachbarten Gebieten will er Gilliérons Theorie wieder zu Geltung verhelfen. In Fällen, wo zwischen den Homonymen eine enge semantische Verwandtschaft besteht, und wo auch die distributionellen Charakteristika der beiden Zeichen sehr ähnlich sind, wird man einen Einfluß der Homonymie nicht leugnen (cf. z.B. rouss. *avi* [< AVIU, -A] ‘Großvater’ und ‘Großmutter’; aran. *pai* [< PATRE u. PATRINU] ‘Vater’ und ‘Großvater’; aran. *truita* ‘Forelle’ und ‘Omelette’ [ersetzt durch *tortilla*]). In seiner absoluten und extensiven Auslegung – also im Sinne Gilliérons und Grieras – ist das Homonymiegesetz dagegen unhaltbar; schon bei sp. *ojو* (< OCULU und OLEU [ersetzt durch *aceite*]) und arag. *otoño* (< ANTONIU und AUTUMNU [ersetzt durch *agüerro* < AUGURIU]) scheinen Zweifel am Wirken des Homonymiefaktors angebracht (ganz andere Semstruktur [kein gemeinsames (substantielles) Sem] und deshalb ganz andere Distribution); wie im Falle von *juny* (< JUNIU) und *jull* (< JULIU; ersetzt durch kat. *juliol*, aran. *junsegaa*), aran. *do, doe* (< DOMINA; ersetzt durch *henna* < FEMINA) usw. die Homonymie hätte wirksam werden können, bleibt vollkommen schleierhaft. Griera hat Gilliérons Theorie nicht zu neuer Geltung verholfen, er hat uns vielmehr erneut gezeigt, wo ihre Schwächen und Grenzen liegen.

¹³ Leider äußert sich der Herausgeber nirgends über seine Editionsprinzipien; eine Kennzeichnung der aufgelösten Abkürzungen fehlt.

¹⁴ Es ist allerdings nicht richtig, wenn Taylor p. 234 sagt, *por* mit der Bedeutung ‘par’ finde sich nur in der Wallonie und im Burgund; für Belege aus der Pikardie und dem Anglonormannischen cf. WUNDERLI, *ZRPh.* 87 (1971), 446 und *RH* 77 (1968), p. 113, 159/60.

17. Pavao Tekavčić, *Testi istroromanzi dignanesi* (p. 275–303). Tekavčić publiziert eine Reihe von istroromanischen Texten aus Vodnjan (it. Dignano), die er 1957–63 aufgenommen hat und die einen Teil seines Korpus für die Untersuchung des phonologischen und morphologischen Systems dieses Dialekts bilden (v.a. Prosatexte [Anekdoten usw.], daneben auch einige wenige in Versform [folkloristische Poesie])¹⁵. Wir erhalten so erstmals eine größere nicht-rovignesische Textsammlung für die im Untergang begriffene istrische Romanität. Tekavčić hat seine Gewährsleute sehr sorgfältig ausgewählt – alles ältere, einfache Leute mit geringer Schulbildung. Alle von ihnen sind aber mindestens zweisprachig, denn das Istroromanische bleibt auf die familiäre Sphäre beschränkt; im täglichen Umgang brauchen die Leute vor allem das Venezianische, z.T. auch das Serbokroatische. Es kann denn auch nicht erstaunen, daß die Texte zahlreiche Venezianismen enthalten, die besonders in den 1963 auf Tonband aufgenommenen häufig sind (1957 und 1961 hatte Tekavčić transkribiert). Dieser auf den ersten Blick überraschende Sachverhalt erklärt sich daraus, daß bei Transkription dem Gewährsmann mehr Zeit zur (sich archaisierend auswirkenden) Reflexion bleibt, während beim normalen Sprechtempo die im Alltag üblichen Venezianismen nicht eliminiert werden.

Peter Wunderli



KURT BALDINGER: *Teoría Semántica. Hacia una semántica moderna*. Madrid (Ediciones Alcalá) 1970, 278 p. (*Colección Romania* 12).

Baldinger hat seinem neuesten Buch bewußt einen doppeldeutigen Untertitel gegeben. *Hacia una semántica moderna* meint auf der einen Seite, daß uns das Werk nicht eine fertig ausgearbeitete semantische Theorie vermitteln soll, sondern erst einmal die methodologischen Voraussetzungen für eine solche bereitlegen will. Zum andern hat sich der Heidelberger Romanist zum Ziel gesetzt, den Weg nachzuzeichnen, den er in der letzten Dekade inmitten der europäischen semantischen Forschung gegangen ist und den er mit den Worten «desde Ullmann a Heger, del triángulo al trapecio» (p. 9) umschreibt. Man muß Hegers Kritik an Baldinger¹ gelesen haben, insbesondere was die Beziehungen Begriff–Significatum anbelangt, um dessen Entwicklung würdigen zu können.

Die historisch-evolutive Zielsetzung zeigt sich schon äußerlich darin, daß mehrere Kapitel des zweiten Teils des vorliegenden Bandes aus der spanischen Übersetzung von Artikeln bestehen, die der Autor in den Jahren 1966 bis 1968 bereits anderweitig publiziert hatte² und nun auf einen Vortragszyklus (bei Gelegenheit des *II Curso Superior de Filología Española* in Málaga) hin in einen zusammenhängenden Rahmen stellte. Als Resultat langjähriger intensiver Beschäftigung mit semantischen Problemen ist das Buch von bedeutendem pädagogisch-methodischem Wert. Baldinger versteht es in trefflicher Weise, Wesentliches

¹⁵ Bei der Publikationsform handelt es sich nicht eigentlich um eine phonetische Umschrift, sondern um eine Transliteration, die zur Präzisierung auf gewisse phonetische Zeichen zurückgreift.

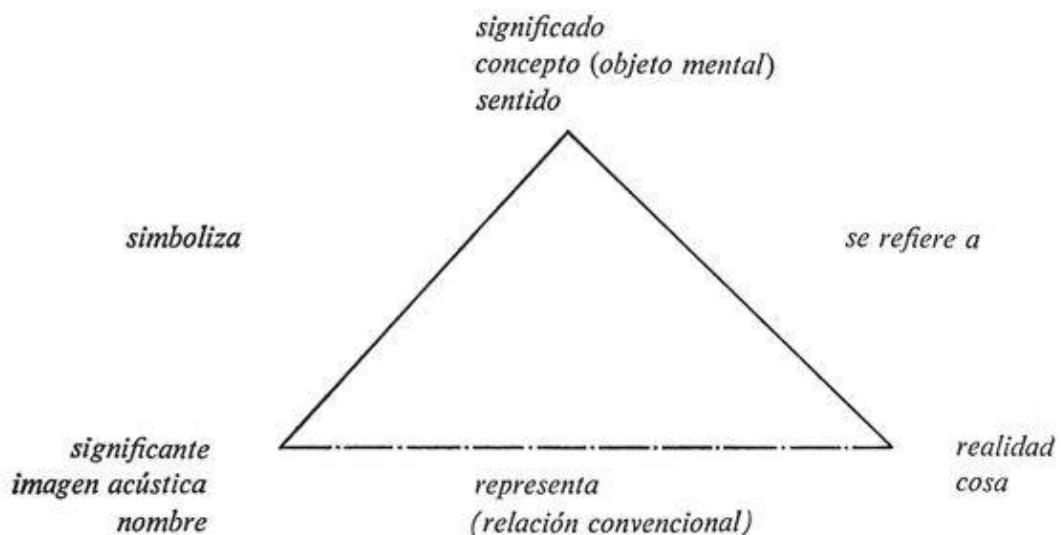
¹ K. HEGER, *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, *ZRPh.* 80 (1964), 486–516.

² K. BALDINGER, *Sémantique et structure conceptuelle (le concept «se souvenir»)*, *CahLex.* 8 (1966), 3–46; *Structures et systèmes linguistiques*, *TLL* 5/1 (1967), 123–139; *La synonymie – problèmes sémantiques et stylistiques*, in: *Probleme der Semantik*, Heidelberg 1968 (*Beih. ZFSL, N.F. 1*), p. 41–61.

Der im Anhang übersetzte Artikel ist älter: *Sémasiologie et onomasiologie*, *RLiR* 28 (1964), 249–272.

aus der europäischen Semantik der jüngsten Zeit herauszugreifen, dem Leser – besonders auch dem in semantischen Belangen noch weniger bewanderten studentischen Leser – nahezubringen (zum Teil durch ausgedehnte Zitate) und zugleich mittels prägnanter Kommentare auf seine eigene Methode zu beziehen. Die subjektive Auswahl, die er dabei trifft, ist durchaus legitim, da er ja ausdrücklich darauf verzichtet, zu einer Synthese zu gelangen (p. 9). Auch mindert es die Qualitäten des Werks in keiner Weise, daß der Autor uns sein häufiges methodologisches und terminologisches Tasten ebensowenig verheimlicht wie den Umstand, daß ihn sein Weg hier und da in eine Sackgasse geführt hat. Bietet sich dem Leser doch so die Chance, das Werden von Baldingers semantischem Modell von innen her nachzuerleben.

Am Anfang von Baldingers Weg steht das Dreieck, welches Ullmann von Ogden und Richards übernommen und mit dem Saussureschen Zeichenmodell in Einklang gebracht hat. In der Terminologie Baldingers ergibt dies folgendes Schema (p. 26):



Obwohl er in einer Anmerkung meint: «Nuestro triángulo se refiere sólo al plano de la *langue* (lengua) (= la lengua como sistema potencial a disposición del hablante)» (p. 138 N 1), führt Baldinger die Trennung *langue/parole* nicht ganz konsequent durch. Symptomatisch dafür ist, daß er den Status der Significans-Ecke seines Dreiecks nicht diskutiert, obwohl er mit Heger dessen Ambiguität erkannt hat (p. 25 N 3). Gravierend wird sich diese Inkonsistenz dort auswirken, wo – ohne Berücksichtigung der Scheidung der beiden Ebenen – semantische und stilistische Werte unterschieden werden (II, 5). Sehr viel mehr Kopfzerbrechen hat unserem Autor die Spitze des Dreiecks bereitet. Seine anfängliche Unentschlossenheit wird von der Wortwahl reflektiert. Es kommt nicht von ungefähr, daß allein auf den ersten Seiten sieben verschiedene Termini kaum differenziert nebeneinander verwendet werden: *contenido*, *forma del contenido*, *representación (significación)* más o menos esquemática, *objeto mental* und *concepto*. Dazu treten im Schema noch *significado* und *sentido*. Während einzelne dieser Ausdrücke im Verlaufe des Buches verschwinden, werden die übrigen in ihrer Beziehung zueinander neu definiert: ein großer Teil des Weges von Baldinger liegt in dieser Differenzierung, die im Trapez nur noch graphisch fixiert werden muß.

Einen ersten Schritt weg von Ullmann (und von Saussure) bedeutet der Ausschluß des *significado* aus dem Dreieck. Die geometrische Metapher soll sich nur noch auf eine Vor-

stellung, auf ein *objeto mental* beziehen, welches direkt mit dem *significante* verbunden wird. Dies bedeutet den Verzicht auf die Konsubstantialität von Significans und Significatum, da letzteres oft eine Mehrzahl von Vorstellungen umfaßt. Das Dreieck wird damit schon hier (und erst recht mit der Einführung der beiden Vektoren [Forschungsrichtungen] Onomasiologie und Semasiologie) von einem Zeichenmodell der ersten zu einem methodologischen Modell der zweiten Metasprache, was Baldinger erst relativ spät bewußt worden ist.

In der Folge konzentriert sich sein Interesse auf das *objeto mental*, welches er zunächst in Funktion der Referenzbeziehung (rechte Seite des Dreiecks) betrachtet. Dabei geht es im wesentlichen um den Nachweis, daß sprachliche Bedeutungen nicht extensional sondern intensional definiert werden müssen. Wissenschaftlich definierte Begriffe gingen von effektiven Abgrenzungen in der Wirklichkeit aus (wenn es solche gebe) oder begründeten derartige scharfe Grenzen. Anders die Bedeutungen der natürlichen Sprachen: «El lenguaje [...] crea oposiciones dentro de una realidad sin límites» (p. 48). Nicht die Extension, sondern relevante (distinktive) Merkmale machen die sprachliche Bedeutung aus. Einen praktischen Beweis dafür liefern die Probleme, vor welche die Juristen gestellt sind, wenn sie Wörter aus den natürlichen Sprachen verwenden (deren Bedeutungen intensional definiert sind), obwohl sie für objektive Schuldsprüche auf extensionale Begriffsbestimmungen angewiesen sind.

Als Beispiel für eine intensionale Bedeutungsdefinition zitiert und kommentiert Baldinger sodann über mehrere Seiten Pottiers Analyse des Feldes *siege*. Dabei wird klar hervorgehoben, daß dieser, zum Beispiel im Falle von *chaise*, nicht das Significatum untersucht sondern nur «el contenido de la palabra *chaise* en su acepción (significación) normal o central» (p. 82). Die Analyse geschehe auf der von Hjelmslev eingeführten Ebene der Inhaltssubstanz, die für Baldinger in diesem Zusammenhang gleich der begrifflichen Substanz ist. Die Seme³, welche aus der Opposition von Vorstellungen (bzw. Bedeutungen und Begriffen) gewonnen werden, bildeten die unterscheidenden Züge in Begriffssystemen. So gehören denn auch die Wortfelder Coserius in den Augen Baldingers zu den *sistemas conceptuales* (cf. p. 109), welche sich ihrerseits zur *macroestructura conceptual* zusammenschließen, wobei er klar erkannt hat, daß die multilateralen Beziehungen der Vorstellungen/Begriffe untereinander eine hierarchische Systematisierung der begrifflichen Makrostruktur verunmöglichen.

Nun können in Begriffsfeldern Leerstellen auftreten. So zum Beispiel, wenn einem Archisemem eines Feldes in der Sprache, welche der Untersuchung zugrundeliegt, kein Monem (= Einheit von Ausdrucks- und Inhaltsform) entspricht. Weiter können Spezialisierungen eines Archisemems in verschiedenen Sprachen in voneinander oft weit abweichender Weise formalisiert werden. Und es kann beim Sprechen vorkommen, daß zum Benennen einer Vorstellung kein deckungsgleiches sprachliches Zeichen existiert, weil sie an der Grenze zwischen zwei Bedeutungen (= in der betreffenden Sprache realisierte Sememe)⁴ liegt. Mit andern Worten: Vorstellungen/Begriffe, d.h. Teilmengen aus der begrifflichen Substanz, können in Begriffssystemen unabhängig davon figurieren, ob ihnen eine sprachliche Form entspricht. Daraus folgt, daß sowohl die Begriffssysteme wie die daraus gewonnenen Seme aussereinzelsprachlich sind. Mit dieser Trennung der Begriffssysteme von den einsprach-

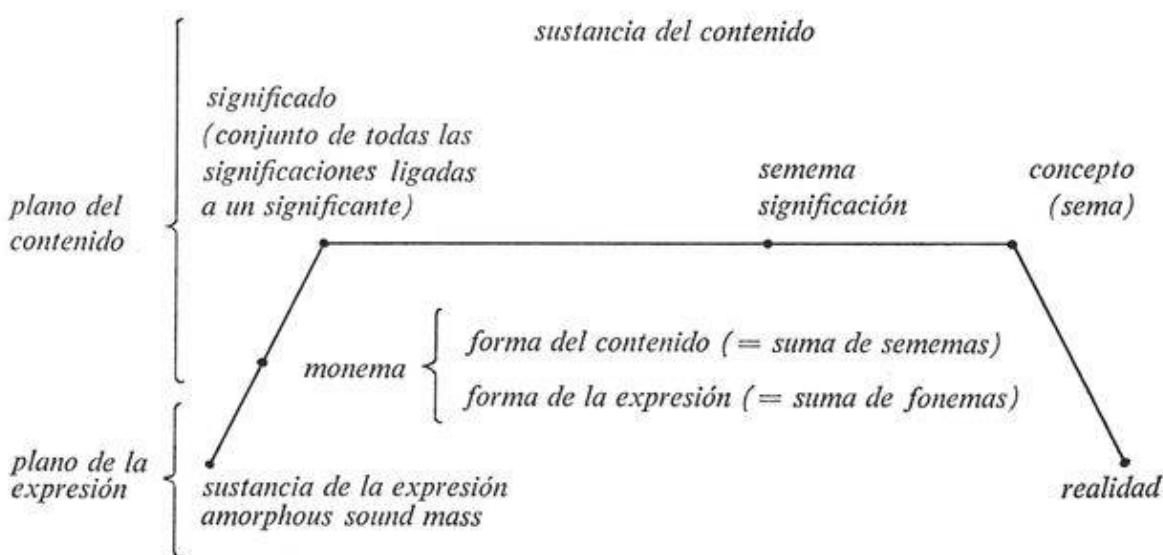
³ Ohne die Notwendigkeit der Scheidung von Klassemen und Semen zu leugnen, glaubt BALDINGER jedoch, daß die Klasseme im Grunde auch Seme seien, «semas más generales» (p. 91).

⁴ Ich folge mit dieser Verwendung von *Bedeutung* der Terminologie BALDINGERS, für den eine *Bedeutung* eine in der Einzelsprache realisierte (formalisierte), monosemierte Einheit der Inhaltssubstanz darstellt. BALDINGER macht also zunächst keinen Unterschied zwischen *Bedeutung* und *Semem*. Erst später wird er die beiden Termini differenzieren (cf. *infra*, p. 324).

lichen Strukturen glaubt Baldinger auch der Kritik Wandruszkas begegnen zu können, welcher den systematischen Charakter der Sprache in Frage gestellt und sie als ein «System von Aushilfen» bezeichnet hat: zwar treffe dessen Beobachtung für die Einzelsprache, welche keine einheitliche Struktur besitze, sondern dank einer ganzen Reihe von «estructuras jerarquizadas» (p. 153) funktioniere, zweifellos zu. Aus diesen unvollständigen Strukturen könne man aber «sistemas coherentes y perfectos» abstrahieren, «abstracciones lógicas en el plano conceptual» (*ib.*).

In der Spannung zwischen Einzel- und Aussereinzelsprachlichem werden nun die Semasiologie und die Onomasiologie angesiedelt, zu deren graphischer Darstellung Baldinger je eine ganze Reihe von Dreiecken braucht: während die Semasiologie vom Significans ausgeht und alle Vorstellungen mit demselben Significans zu einem semasiologischen Feld zusammenfaßt, geht die Onomasiologie komplementär vor, d. h. sie untersucht, in welchen Wörtern ein und derselbe Begriff auftritt, welche Significantes ihn formalisieren. Die entsprechende Menge von Dreiecken bildet das onomasiologische Feld. Es zeigt sich nun aber bald, daß in diesem Stadium der Überlegung dem Dreieckmodell schwerwiegende Mängel anhaften, insbesondere weil Begriff und Bedeutung (formalisiertes Semem) zusammenfallen⁵, was den methodischen Wert der Onomasiologie stark herabsetzt; dann aber auch, weil an die Stelle des konsubstanzientiellen Zeichens ein locker zusammenhängendes Feld von selbständigen mit dem Significans verbundenen monosemierten Bedeutungen getreten ist, wodurch etwa die Unterscheidung von Polysemie (ein Zeichen) und Homonymie (mehrere Zeichen) weitgehend verunmöglicht wird. Eine andere Darstellung drängt sich auf.

1963 hatte G. Hilty das Trapezmodell als Ersatz für das Dreieck vorgeschlagen⁶. Heger übernahm es ein Jahr später — mit wesentlichen Modifikationen — in eben jenem Artikel, in welchem er sich mit Schriften von Baldinger auseinandersetzte. Der zweite Teil des vorliegenden Buches faßt nun dessen Versuche zusammen, seinerseits seine semantischen Überlegungen und Ansichten am Trapezmodell zu illustrieren. Es wird wiederum leicht modifiziert und sieht in der spanischen Terminologie folgendermassen aus (p. 157):



⁵ Cf. HEGER, *op. cit.* p. 494.

⁶ G. HILTY, Besprechung von A. BLINKENBERG, *Le problème de la transitivité en français moderne*; *RF* 75 (1963), 145–153.

Im Vergleich zum Dreieckmodell der letzten Phase sind vor allem drei Punkte entscheidend:

1. findet Baldinger zum Zeichen zurück, indem das Monem (für ihn die Verbindung von Inhalts- und Ausdrucksform) mit dem Significatum (Inhaltssubstanz) konsubstantiell ist;
2. wird die ganze Inhaltsanalyse explizit auf der Ebene der Inhaltssubstanz angesetzt;
3. differenziert er zwischen Bedeutung (Semem) und Begriff (Sem), während der Terminus *objeto mental* gänzlich verschwindet⁷.

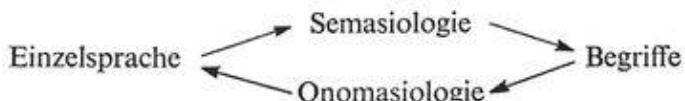
Mit dem neuen Modell müssen auch die Aufgaben der beiden Forschungsrichtungen neu präzisiert werden. Ausgangspunkt für die Semasiologie ist nun «el conjunto de un significado» (p. 159), d.h. die ganze Inhaltssubstanz eines Zeichens. In einer ersten Phase der Analyse erreicht man das semasiologische Feld, welches für Baldinger die innere Struktur eines Significatum darstellt. Die Glieder dieses Feldes, die Sememe (Bedeutungen) können nun ihrerseits in ihre kleinsten (begrifflichen) Teile, in Seme analysiert werden. Umgekehrt geht die Onomasiologie von den Begriffen aus und faßt in einem onomasiologischen Feld alle Sememe zusammen «que pertenecen a diferentes significados, es decir, a diferentes monemas, pero que realizan todo un solo y mismo concepto» (*ib.*). Ihr obliegt, mit anderen Worten, die Untersuchung der einzelsprachlichen Realisierung der außereinzelsprachlichen Begriffe. Eine praktische Anwendung, die Analyse des Begriffs *souvenir*, illustriert die onomasiologische Methode und Baldingers Verwendung des Terminus *Begriff*. Letztere erweist sich dabei als kleine terminologische Unsauberkeit, handelt es sich doch – nach dem zitierten Modell – nicht um ein *Sem* (Benennung, welche auch in der weiter unten zitierten Weiterentwicklung des Trapezes beibehalten wird), sondern um eine Art *Vorstellung* (cf. die Terminologie des I. Teils), die sich gänzlich von einzelsprachlichen Strukturen gelöst hat. Deren logische Analyse in kleinste begriffliche Einheiten ergibt eine Formel: $P\psi(A\ddot{P}; MB)$. Unter Einbezug der Kategorien der Valenz und der Transformativität läßt sich sodann ein schematisches Begriffssystem konstruieren, welches nach Baldingers Überzeugung alle logisch möglichen Realisierungen der Formel enthält. Stellt man diesem Schema die Wörter bzw. Sememe der Einzelsprache gegenüber, ergeben sich die onomasiologischen Felder. Obwohl es Baldinger nirgends sagt, sind es in meinen Augen diese – und nicht die logisch vollständigen Begriffssysteme –, welche der geläufigen Definition der Wortfelder nahekommen⁸. Und die Ergebnisse Baldingers sind unter anderem darin wegweisend, daß er nicht mit «Wörtern», d.h. mit Significata arbeitet, sondern die paradigmatische Organisation aller Zeichen, die eine gleiche Teilmenge von Semen enthalten, konsequent auf der Ebene der Sememe sucht. An dieser Stelle kann die Komplementärdisziplin, die Semasiologie, welche die Organisation dieser monosemierten Einheiten innerhalb des polysemous Significatum untersucht, die Ergebnisse der Onomasiologie in idealer Weise ergänzen.

Nun hat Baldinger allerdings seine ganze Inhaltsanalyse auf der Ebene der Substanz angesetzt, obwohl Hjelmslev den Nachdruck gerade darauf gelegt hatte, daß das Spezifische

⁷ In der französischen Fassung von 1967 (cf. *supra* N 2) erscheint der Terminus, allerdings mit einem Fragezeichen versehen, zwischen *concept* und *chose*, um erst in der spanischen Übersetzung wegzufallen.

⁸ Meine Vorbehalte rühren daher, daß in den Beispielen für Formalisierung der Formel «souvenir» zuwenig konsequent zwischen Einheiten der *langue* (Sememe, welche einem Semantem angehören) und syntaktischen Gruppen der *parole* differenziert wird. In meinen Augen gehören sowohl Wort- wie onomasiologische Felder zur *langue*. Dagegen bietet das Vorhandensein nicht realisierter Archisememe (= zwei Sememen übergeordneter Knoten in COSERIUS graphischer Darstellung des Feldes «Schall» mittels eines Baumdiagramms) keinerlei Probleme. Insofern es sich um eine mehreren effektiv vorhandenen Sememen gemeinsame Teilmenge von Semen handelt, gehören sie durchaus zur Struktur der Einzelsprache.

der Sprache und des sprachlichen Zeichens darin besteht, daß sie mehr seien als bloß die Summe ihrer Konstituenten; diese – und dies gilt auf allen Ebenen, auch auf derjenigen der distinktiven Merkmale – seien vielmehr zu hierarchischen Strukturen geordnet bzw. *geformt*. Nicht nur hat sich also Baldinger mit seinem Vorgehen die Chance verbaut, bei der Analyse Significatum → semasiologisches Feld → Seme mehr als jeweils die Summe der kleineren Einheiten zu erhalten⁹. Es stellt sich darüber hinaus die Frage, ob seine außereinzelsprachlichen, begrifflichen Seme der Beschreibung der Struktur der Einzelsprache überhaupt gerecht werden können. In der Tat vollzieht sich der zweimalige Übergang vom Einzelsprachlichen zum Begrifflichen



nur deshalb so reibungslos, weil die Form aus der Inhaltsanalyse ausgeklammert wurde. Die von Coseriu beschriebenen Veränderungen der Struktur einer Sprache durch den Wegfall oder das Hinzutreten einer Opposition¹⁰ gehören ebenso der Inhaltsform an wie die von Hjelmslev zitierte, von Sprache zu Sprache variierende Organisation der Farbbezeichnungen¹¹. Gehört nun aber die spezielle Struktur der Felder – in der Terminologie Baldingers wären dies onomasiologische Felder – zur Form der Einzelsprache, hat dies Konsequenzen für die Definition der distinktiven Merkmale. Wenn man sie nämlich aus der Opposition effektiv vorhandener Sememe gewinnt, wie dies Pottier und Coseriu tun, so sind sie, zwar nicht in ihrer Substanz, wohl aber in dem, was ihre «Größe» oder ihren «Wert» nennen kann, an die Form der Einzelsprache gebunden. Ihre Ausgliederung (Bestimmung) geschieht auf die Einzelsprache hin¹². Anders gesagt: es sind die außereinzelsprachlichen distinktiven Merkmale der Einzelsprache. Die begriffliche Analyse, welche das gleiche Inhaltskontinuum als logisch aufgebautes, außereinzelsprachliches Begriffssystem darstellt, kann nun aber ohne weiteres zu anderen (lies: kleineren) distinktiven Merkmalen kommen. Es wäre wünschenswert, wenn methodisch und terminologisch klar zwischen diesen beiden Arten der Gewinnung von Semen differenziert würde. Es besteht kein Zweifel, und das vorliegende Werk ist der beste Beweis dafür, daß die aus logisch kohärenten Begriffssystemen gewonnenen Seme von großer praktischer und theoretischer Relevanz sein können. Dies gilt in erster Linie für den Sprachvergleich. Zur Beschreibung der Einzelsprache – und dazu gehört nach meiner Überzeugung als wesentlicher Bestandteil auch deren Inhaltsform – sind sie nur teilweise brauchbar, gerade weil sie einer höheren Abstraktionsstufe angehören, welche, zumindest theoretisch¹³, nur die außereinzelsprachliche Substanz berücksichtigt.

Baldinger selbst ist sich in einer letzten Phase seiner Entwicklung durchaus bewußt geworden, daß er irgendwie Einzelsprachliches in seine semantische Analyse einbeziehen muß. Diese Erkenntnis ist eine Frucht seiner Beschäftigung mit Problemen der Synonymie.

⁹ G. HILTY hat in einer in diesem Heft (pp. 242-263) erscheinenden Studie *Bedeutung als Semistruktur* diesen wesentlichen Ansatz von HJELMSLEV erkannt und auszubauen versucht.

¹⁰ E. COSERIU, *Pour une sémantique diachronique structurale*, TLL 2 (1964), 139-186.

¹¹ L. HJELMSLEV, *Prolégomènes à une théorie du langage*, suivi de *La structure fondamentale du langage*, Paris 1966, p. 77.

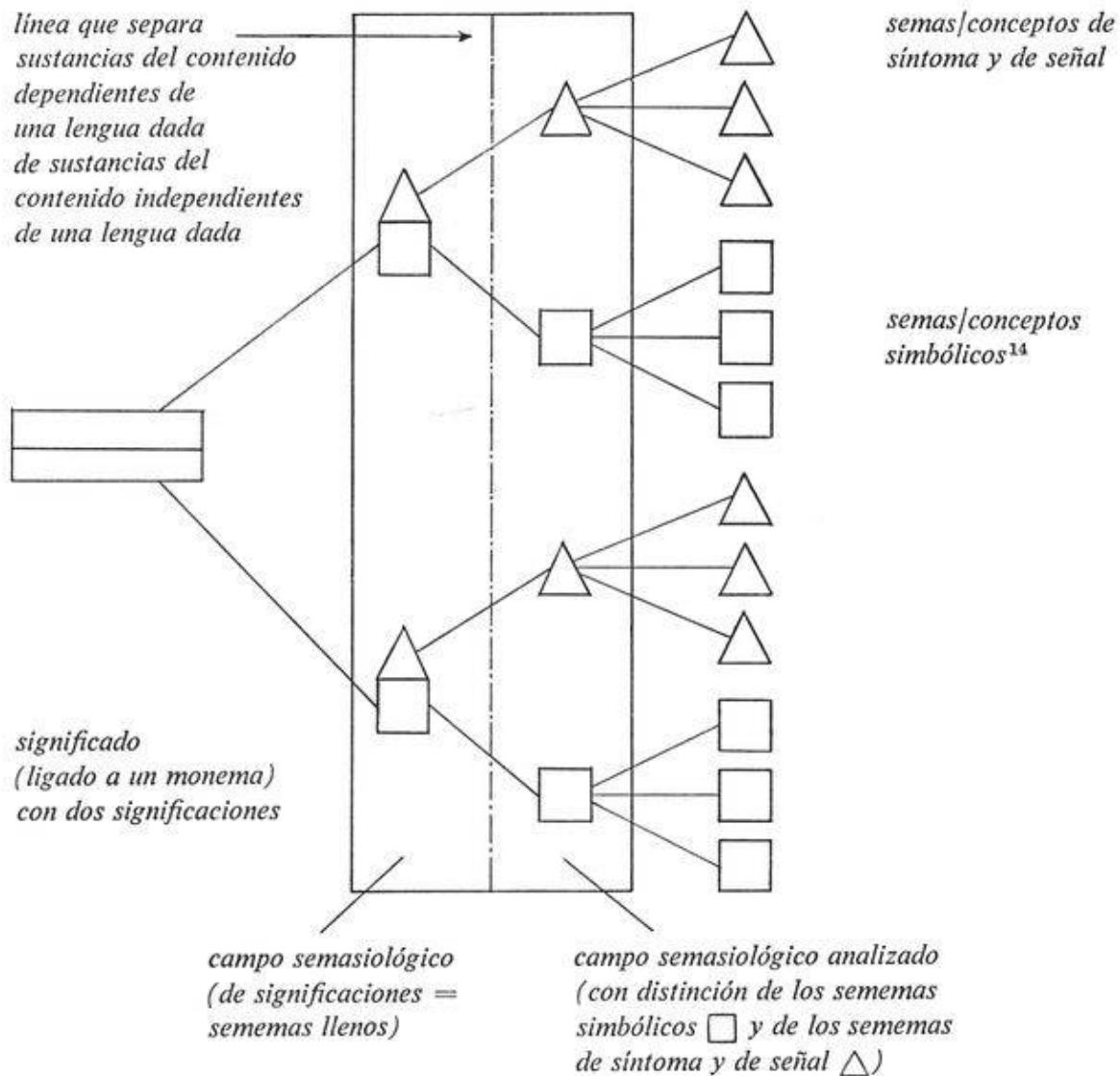
¹² Dies kommt noch deutlicher zum Ausdruck, wenn das Kriterium der Relevanz angewendet wird.

¹³ In der Praxis wirkt sich dies insofern weniger aus, als BALDINGER seine Begriffssysteme aus sprachlichen Bedeutungen abstrahiert (cf. p. 153) und wieder auf sprachliche Bedeutungen anwendet.

Die Analyse des onomasiologischen Feldes der Erinnerung (*campo onomasiológico micro*) hatte ein Variantensystem erbracht, dessen einzelne Positionen auf mehrere Weisen realisiert werden können. Dieses *campo onomasiológico mínimo* wird von absoluten symbolbegrifflichen Synonymen gebildet (p. 206–209). Dennoch existiert auch für Baldinger absolute Synonymie nur in der Theorie. Dies äußert sich etwa bei der Beurteilung der Übersetzbarkeit. Selbstverständlich könnte der symbolbegriffliche Inhalt eines Textes immer übersetzt werden, zum Teil – wie Weinrich richtig sage – dadurch, daß der Kontext Deckungsungleichheiten der Sememe korrigiere. Aber: «La traducción exacta (la traducción que quiere tener en cuenta todas las implicaciones estilísticas) es teóricamente imposible» (p. 228). Besonders deutlich wird dies im Falle von poetischen Texten, welche oft weniger Gewicht auf die begriffliche Mitteilung als auf eben diese Begleitelemente legen. Welcher Art sind sie denn? Baldingers Antwort auf diese Frage sind 25 Faktoren, welche differenzierend zu den symbol-begrifflichen Sememen treten können und die er, je nach dem Gewicht, welches er ihnen beimißt, bloß aufzählt oder ausführlich kommentiert.

An erster Stelle steht die virtuelle Präsenz des semasiologischen Feldes bei jeder Verwendung eines Semems; es folgen Faktoren, die auf die paradigmatischen Laut- und Bedeutungsstrukturen, auf Stilnormen oder auf das Phänomen der Motivierung sprachlicher Zeichen zurückzuführen sind. Aber auch innerhalb der Sememe gibt es differenzierende Elemente. Um sie genauer bestimmen zu können, trennt Baldinger im Sinne von Karl Bühlers Organon-Modell die Symbolfunktion des Zeichens von seinen Signal- und Symptomfunktionen. Zu diesen gehören geographische, soziale, berufliche Spezifikationen, welche, dies ist des Forschers entscheidende Erkenntnis, an die Einzelsprache gebunden sind. Beispielsweise enthält *mani* (Erdnuß) in Opposition zu *cacahuete* die Elemente *amerikanisch, volkstümlich*, welche an das Spanische gebunden seien. Damit ist nun Baldinger in der Lage, sprachliche Bedeutungen (gemeint ist immer die monosemierte Bedeutung, welche neu mit *semema lleno* bezeichnet wird) als eine Kombination zweier Sememe zu beschreiben, von denen das symbol-begriffliche in seiner Substanz außereinzelsprachlich, das *semema de síntoma y señal* dagegen in seiner Substanz an die Einzelsprache gebunden sei. Einzelsprachlich ist natürlich erst recht deren Kombination zu *significaciones*. Baldinger hatte schon früher eine dritte Dimension als Erweiterung des Trapezes vorgeschlagen, um das semasiologische und onomasiologische Vorgehen sowie die Elemente, die dabei eine Rolle spielen, besser darstellen zu können. In einer Weiterentwicklung des Grundrisses des Trapezes ergibt sich nun für den Inhalt eines Zeichens nebenstehendes Bild (p. 238 + 240).

Obwohl Baldinger mit dem Einbezug einzelsprachlicher Elemente einen wesentlichen Schritt in Richtung einer adäquaten Beschreibung der semantischen Struktur einer Sprache getan hat, vermag die Scheidung in *semas simbólicos* und *semas de síntoma y señal* nicht voll zu überzeugen. Es beginnt damit, daß die Formulierung *sustancia del contenido dependiente de una lengua dada* mißverständlich ist. Denn es gibt wohl kaum außereinzelsprachliche und einzelsprachliche Substanz. Die Merkmale [Belgien/französische Schweiz] von *septante* und [amerikanisch, volkstümlich] von *mani* sind, was ihre Substanz anbelangt, ebenso außereinzelsprachlich wie [70] und [Erdnuß]. Nur sind sie an eine spezifisch französische bzw. spanische Opposition, an eine einzelsprachliche Organisation gebunden. Baldinger wollte wohl nichts anderes sagen. Er verschweigt aber, daß sich damit ein formales Element in seine Analyse der Inhaltssubstanz eingeschlichen hat. Außerdem will uns scheinen, dieses Phänomen sei nicht a priori auf die Signal- und Symptomfunktionen beschränkt. So ist die Opposition [glänzend] vs [matt], wie Coseriu gezeigt hat, charakteristisch für das Feld der lateinischen Farbsemanteme und also in einer gewissen Weise ans Latein gebunden, obwohl sie durchaus der symbol-begrifflichen Ebene angehört. Damit erweist sich der Einsatz der



beiden Methoden zur Gewinnung von Semen (aus einzelsprachlichen Strukturen für Symptom- und Signalmerkmale, aus außereinzelsprachlichen *sememas-conceptos-sistemas conceptuales* für symbolbegriffliche Merkmale) als etwas willkürlich. Fruchtbarer scheint mir dagegen ein anderer Ansatz Baldingers. Wenn sich die Semasiologie konsequent der einzelsprachlichen Organisation von aus der Einzelsprache gewonnenen Merkmalen zuwendete, unter voller Berücksichtigung der Inhaltsform des Zeichens¹⁵, ergäben sich im Kontrast mit der von der Onomasiologie geleisteten Untersuchung der einzelsprachlichen Realisierung von Begriffssystemen interessante Perspektiven, gerade auch dadurch, daß die respektiven kleinsten Elemente nicht identisch sein müßten.

¹⁴ Wir übernehmen hier die Schreibweise des Schemas von p. 238. Daneben verwendet BALDINGER für diesen Teil seiner geometrischen Metapher auch die Termini *sememas-conceptos-sistemas conceptuales* (p. 240) bzw. *conceptos simbólicos* (= *sistema conceptual simbólico*) (p. 241).

¹⁵ Gerade mit diesen Problemen beschäftigt sich HILTY in dem in N 9 erwähnten Artikel.

Es liegt uns ferne, mit diesen kritischen Beobachtungen den Wert des vorliegenden Buches mindern zu wollen. Im Gegenteil, liegt er doch nicht zuletzt gerade darin, daß die Anlage des Werks den Leser dazu auffordert, im Detail den im Grunde recht selbstkritischen Gedankengängen nachzugehen, welche zum semantischen Modell des Autors geführt haben, – und am Schluß nicht haltzumachen. So ist Baldingers *Teoría Semántica* mit seiner Fülle von klugen Bemerkungen und Anregungen ein gewichtiger Beitrag zur sich im Umbruch befindlichen semantischen Forschung, Orientierungstafel und Wegweiser zugleich.

Georges Lüdi

*

PAUL A. GAENG, *An Inquiry into Local Variations in Vulgar Latin as reflected in the vocalism of christian inscriptions*, Chapel Hill (University of North Carolina Press) 1968, 299 p. (*University of North Carolina. Studies in the Romance Languages and Literatures* 77).

Die vorliegende Abhandlung ist als Dissertation unter der Leitung von Mario A. Pei entstanden, dessen eigene Untersuchung zur nordfranzösischen Latinität des 8. Jahrhunderts bekannt ist¹. Gaengs Untersuchung verwertet vor allem die von Ernst Diehl herausgegebenen *Inscriptiones Latinae christianaे veteres* und strebt eine vergleichende Darstellung der lateinischen Schreibtradition in Italien, Gallien und Hispanien vom 3./4. bis zum 7. Jahrhundert an. Eigentliche Überraschungen dürfen auf diesem Gebiete heute gewiß nicht mehr erwartet werden. Indem jedoch Gaeng seine Materialien einer viel genaueren statistischen Auswertung unterzieht als seine Vorgänger, vermag er in Einzelheiten trotzdem zusätzliche Klarheit zu erzielen.

Ich erlaube mir, zunächst die wichtigsten Resultate dieser Arbeit zusammenzufassen:

1. In betonter Stellung tritt die Schreibung *i* für klat. ē und ebenso *e* für klat. ī kaum je auf. Dagegen sind Schreibungen *i* für klat. ē und noch häufiger *e* für klat. ī überall seit dem 3./4. Jahrhundert vereinzelt belegt. Bekanntlich sind ja auch ē und ī im größten Teil der Romania frühzeitig phonologisch zusammengefallen. Ähnliche Verhältnisse findet man bei den velaren Vokalen, wo klat. ō und ū ihrerseits frühzeitig zusammengefallen sind.

Es bestehen allerdings regionale Unterschiede. Die Vertauschung der Graphien ist wesentlich häufiger in gallischen als in italienischen oder hispanischen Inschriften. Nach Gaengs Tabellen auf p. 67 und 95 lassen sich folgende Durchschnittsprozentzahlen der von der klassischen Norm abweichenden Graphien errechnen:

	I / ē	Ü / ō
Hispanien	4,3%	6,3%
Gallien	28,3%	14,2%
Italien	4,6%	2,9%

Wie Pei (*op.cit.*, p. 44–46) gezeigt hat, erreicht diese Sonderentwicklung der gallischen Latinität ihren Höhepunkt in den Urkunden des beginnenden 8. Jahrhunderts, wo die Schreibung *i* für klat. ē sogar vorherrscht, während die graphische Wiedergabe der velaren Vokale immer konservativer blieb.

2. Auch in unbetonter Stellung können die Schreibungen *e* und *i*, sowie *o* und *u* unter gewissen Bedingungen vertauscht werden. Nicht selten gehören die Abweichungen allerdings in den Bereich der Morphologie. So erscheint im Akkusativ Plural der zweiten Deklination

¹ MARIO A. PEI. *The Language of the Eight-Century Texts in Northern France*, New York 1932.

die Endung *-us* etwa gleich häufig wie *-os* in den gallischen und italischen, nicht aber in den hispanischen Inschriften.

Größere Abweichungen ergeben sich besonders in der unbetonten Paenultima und in vor-zwischentoniger Stellung. Die Schreibungen *e* für klat. *I* und *o* für klat. *U* finden sich am häufigsten in Gallien, etwas weniger häufig in Norditalien, noch seltener in Hispanien, am seltesten jedoch in Mittel- und Süditalien². Bekanntlich sind die Vokale in diesen beiden Stellungen vielfach einer Synkope zum Opfer gefallen, am regelmäßigsten im galloromanischen Raum. Irgendwie erinnert denn auch die geographische Verteilung der Formen, welche von der klassischen Norm abweichen, an die verschiedene Häufigkeit der Synkope in den entsprechenden Vulgärsprachen.

Die Synkope selber findet sich allerdings in den spätlateinischen Denkmälern nur selten. Dagegen sind, insbesondere in Gallien, einige Fälle unerklärter Vokalentfaltung wie *tem-pulo* oder *domesitigus* belegt, welche ich für hyperkorrekte Schreibungen halte würde.

3. Bei den Diphthongen ist vor allem bemerkenswert, daß überall bereits seit den Inschriften des 3./4. Jahrhunderts die Schreibung *e* für klat. *AE* etwa gleich häufig auftritt wie *ae*. Der Diphthong *AU* bewahrt dagegen seine alte Schreibweise und ohne Zweifel auch seine diphthongische Aussprache (außer in *Agustus*, das mit *Augustus* wechselt).

4. Die Prothese von *i* (seltener *e*) vor *s + Konsonant* gilt meist als ursprünglich satzphonetische Erscheinung. Noch heute ist sie im Italienischen satzphonetisch bedingt (*la scuola*, aber *in iscuola*). In den von Gaeng untersuchten Inschriften findet man die Prothese aber auch nach Pause und sogar nach Vokal. Dabei ist der Gebrauch nach Pause keineswegs verwunderlich, hat doch Harald Weinrich³ gezeigt, daß die Sprechpause allgemein die phonotaktischen Eigenschaften eines Konsonanten hat. Nach Vokal scheint dagegen die Prothese eher selten einzutreten. In seinen Römer Inschriften fand Gaeng den prophetischen Vokal in 21 Beispielen nach Konsonant, in 10 Beispielen nach Pause und in 6 Beispielen nach Vokal. Allerdings müßte man auch noch wissen, wie oft der prophetische Vokal vor *s + Konsonant* fehlt, was Gaeng leider nicht angibt.

Insgesamt beweist die vorliegende Untersuchung einmal mehr die große Einheitlichkeit der lateinischen Schreibtradition selbst noch in merowingischer Zeit. Umstritten ist dagegen, in welchem Verhältnis diese Schreibtradition zur gesprochenen Sprache stand. Es ist klar, daß besonders jene Philologen, welche vornehmlich Substrateinflüsse für die Herausbildung der romanischen Sprachen verantwortlich machen, auf die Annahme angewiesen sind, daß das gesprochene Latein seit jeher weit mehr durch regionale Einflüsse geprägt war als die geschriebene Sprache. Demgegenüber vertrat der amerikanische Philologe H. F. Müller die Ansicht, noch in merowingischer Zeit sei das geschriebene Latein mit der gesprochenen Volkssprache identisch gewesen.

Die Methoden der Skriptaforschung könnten uns wohl auch hier der Lösung näherbringen. Schon Remacle⁴ hat gezeigt, daß die häufigen Doppelformen mittelalterlicher Texte gegen die Annahme sprechen, die mittelalterlichen Skripten würden genau den gesprochenen Dialekt wiedergeben. Dieses Argument läßt sich aber auch gegen Müller verwenden. In

² Die Ausgangslage ist verschieden bei den betonten und den unbetonten Vokalen. Während in betonter Silbe Lang- und Kurzvokale ungefähr gleich häufig sind, übertrifft in unbetonter Silbe die Frequenz der Kurzvokale bei weitem diejenige der Langvokale (cf. J. HERMAN, *Statistique et diachronie: essai sur l'évolution du vocalisme dans la latinité tardive*, in: *Linguistic Studies Presented to André Martinet*, Part II, New York 1970, p. 242–251).

³ HARALD WEINRICH, *Phonologie der Sprechpause*, *Phonetica* 7 (1961), 4–18.

⁴ Cf. LOUIS REMACLE, *Le problème de l'ancien wallon*, Liège 1948, p. 147–150.

nicht wenigen Fällen treten im Spätkarolingischen Schreibweisen in Konkurrenz zur klassischen Tradition, nirgends aber vermögen sich die neuen Schreibweisen wirklich durchzusetzen. Sollen wir deshalb beispielsweise annehmen, die Aussprache des Diphthongen *æ* sei wie dessen graphische Wiedergabe während Jahrhunderten irgendwo zwischen *ae* und *e* steckengeblieben?

Wenn wir diesen Weg der Interpretation weitergehen, so werden wir notgedrungen immer wieder zur gewiß absurden Annahme gelangen, daß sich in früheren Zeiten phonologische Systeme häufig bis zur Hälfte aus phonologischen Oppositionen zusammensetzten, deren Funktionieren nicht mehr gewährleistet war. Unter diesen Umständen scheint es mir bedeutend wahrscheinlicher, daß sich die sporadischen Abweichungen von der klassischen Norm auf ein Nebeneinander verschiedener Sprachzustände zurückführen lassen. Warum sollte auch die Sprache alter Texte mit der gesprochenen Volkssprache jener Zeit übereinstimmen? Bis zum Beginn der Neuzeit blieb die Schrift ja überall das Privileg einer sozialen Oberschicht, deren sprachliche Gewohnheiten durchaus nicht für das ganze Volk repräsentativ zu sein brauchten.

Immerhin lassen aber die spätantiken Inschriften einen andern als den klassischen Sprachgebrauch zumindest durchschimmern. Dadurch können sich wenigstens Hinweise auf den volkstümlichen Sprachgebrauch ergeben. Dabei muß man allerdings wissen, daß nicht jeder Lautwandel im gleichen Maße die Graphie beeinflußt. Die Bedeutung, welche phonologische Überlegungen in diesem Zusammenhang haben können, ist leider noch weitgehend unbekannt. Zunächst gilt es zu unterscheiden, ob wir es mit einem phonologisch relevanten Lautwandel zu tun haben oder nicht. Soweit ein Lautwandel nur die phonetische Realisation gewisser Phoneme betrifft, braucht er noch keinen Einfluß auf das Graphiesystem der betreffenden Sprache zu haben.

Handelt es sich jedoch um einen phonologisch relevanten Wandel, so gilt es weiterhin zu unterscheiden, ob dieser Wandel zur Entstehung neuer Phoneme oder im Gegenteil zur Aufhebung bestehender Phonemoppositionen führt. Nicht jedem Phonem braucht nämlich ein besonderes Graphem zu entsprechen. Schon im Latein findet ja etwa die phonologisch relevante Unterscheidung zwischen Lang- und Kurzvokalen keinen graphematischen Ausdruck. In diesem Sinne kann das Fehlen von zusammengesetzten Vokalgraphemen nie als Beweis dafür angesehen werden, daß die Diphthongierung noch nicht vollzogen ist. Es verwundert mich deshalb keineswegs, daß sich im gesamten Material Gaengs keine einzige «diphthongische Schreibung» findet, obwohl die Diphthongierungen heute meist ziemlich früh angesetzt werden.

Dagegen kann die Aufhebung einer phonologischen Opposition nicht ohne Folgen bleiben für eine noch nicht vollständig normierte Graphie, sofern die betroffene Opposition auch in der Schrift berücksichtigt wurde. Nichts ist schwieriger einzuhalten als eine graphische Unterscheidung, die keiner phonetisch-phonologischen Unterscheidung mehr entspricht. Es ist denn auch bezeichnend, daß gerade in diesen Fällen der volkssprachliche Gebrauch auf die Graphie der Inschriften abfärbt. Es gilt dies insbesondere für die Monophthongierung von *æ*, d.h. für den Zusammenfall von /æ/ mit /e/, ferner für die Abschwächung und den teilweisen Schwund der unbetonten Vokale, sowie für den Quantitätenkollaps, soweit dieser die Graphengrenzen berührt.

Freilich lassen sich nicht alle Besonderheiten der Graphie phonologisch erklären. Die Phonologie kann bloß die relative Wahrscheinlichkeit angeben, mit der sich eine Lautveränderung in der Schrift niederschlägt. Jedes Einzelereignis ist in seinem strukturellen Aufbau komplex. Auf die Frage, ob sich die volkslateinische Aussprache in der Graphie der spätantiken Inschriften widerspiegelt, kann es deshalb keine globale Antwort geben,

wie das offenbar noch unser Autor glaubt. In der Interpretation kommt Gaeng denn auch kaum einen Schritt weiter. Er begnügt sich, die völlig festgefaßte Diskussion zusammenzufassen. Daneben verdient jedoch das handwerkliche Können, das der Autor in dieser Arbeit unter Beweis stellt, unsere volle Anerkennung.

Jakob Wüest



ROBERT DE DARDEL, *Recherches sur le genre roman des substantifs de la troisième déclinaison*, Genève (Droz) 1965, 109 p. (*Publications romanes et françaises* 85).

Le genre des substantifs latins de la troisième déclinaison ne s'est pas toujours conservé dans leurs représentants romans: on s'attendrait à voir les substantifs latins masculins et neutres d'une part, féminins d'autre part, aboutir à des substantifs masculins d'une part, féminins d'autre part, dans les langues romanes. Mais les faits sont en réalité beaucoup plus complexes.

Pour expliquer le détail des innovations du genre des substantifs romans hérités des substantifs latins de la troisième déclinaison, les romanistes ont formulé, de cas en cas, des explications diverses: «On fait appel à une forme bas-latine, à un substrat, à un homonyme, un synonyme, un antonyme, et l'on est évidemment assuré de trouver ainsi, pour tous les cas de genre aberrant, une explication plausible» (p. 6). Ces explications sont, pour M. de Dardel, entachées d'un défaut: «Elles ne remontent pas assez loin dans le temps pour tenter d'établir, en roman commun, un fait unique que la séparation des langues romanes aurait ensuite fractionné ... Les difficultés que nous rencontrons au niveau des langues romanes ont des chances de s'aplanir au niveau du roman commun» (p. 7). Constatant que certains substantifs issus de la troisième déclinaison, masculins en latin, ont passé très généralement au genre féminin dans les langues romanes, tels *fontem*, *parietem*, etc., M. de Dardel propose l'explication globale suivante, propre selon lui à rendre compte de la diversité des faits:

Les substantifs féminins de la troisième déclinaison ont gardé leur genre en roman commun et dans les langues romanes, ont passé en roman commun au genre féminin: Les monosyllabes et dissyllabes masculins et neutres du type *fel*, *mel*, *salem*, *mare*, etc. (chap. I), les polysyllabes paroxytones du type *serpentem* (chap. II), les polysyllabes proparoxytones du type *carcerem*, *leparem* (chap. III), du type *filicem* (chap. V) et *plantaginem* (chap. VI). Seuls les neutres du type *termen*/**termine* étaient masculins en roman commun (chap. IV). – Par la suite, et sous l'influence savante du latin classique, les substantifs féminins ont plus ou moins largement repris le genre masculin.

Ainsi: «Un rapprochement s'impose entre *fel*, *mel* et *salem* d'une part, *mare* d'autre part. En effet, la répartition des genres est extrêmement semblable et ne varie que par des nuances, la Gaule mise à part, bien entendu, où le masculin domine pour *fel*, *mel* et *salem*, alors qu'il est absent pour *mare*¹. Comme dans le cas de *mare*, les zones de masculins correspondent à des régions de la Romania où la langue savante a laissé les traces les plus durables. Tout concourt donc à prouver que *fel*, *mel* et *salem* étaient, comme *mare*, féminins en roman commun. L'italien littéraire refoule le féminin vers le nord, le français littéraire le refoule vers le Midi, avec plus ou moins de succès selon qu'il s'agit de *fel*, de *mel* ou de *salem*, si bien que, pour *salem*, nous avons encore une aire de féminins continue, allant de la frontière

¹ Il s'agit évidemment du genre des formes vulgaires issues du latin.

portugaise à la mer Adriatique, tandis que le féminin de *mel*, remplacé par le masculin dans le Midi de la France, la Ligurie, la Vénétie et l'Istrie, se retranche dans des îlots: Pyrénées, Alpes, parages du Pô» (p. 15).

M. de Dardel défend sa thèse avec beaucoup de vigueur et de cohésion, mais, surtout au début de son étude, de façon presque provoquante: «Expliquer le double genre de *finem* dans les langues romanes par un double genre en latin (Rohlfs, *ItGr.* § 392) revient à supposer un double genre en roman commun, ce qui, vu le caractère exceptionnel de ce phénomène, mériterait tout de même un examen approfondi ... Nous reprochons donc à ces explications au niveau du roman commun de placer les données dans une fausse perspective et de ne pas tenir compte du fait que le roman commun possédait un système, au même titre que n'importe quel autre parler ...» (p. 7).

Cette dernière affirmation, en particulier, étonne. En latin classique, sauf pour marquer le sexe: *lupus/lupa*, le genre était déjà largement arbitraire et, pour ce qui est de la troisième déclinaison, généralement indépendant de la terminaison et souvent flottant. A l'autre extrémité de la chaîne, les langues romanes trahissent sur ce point un flottement évident. Pourquoi le bas-latin y aurait-il, lui seul, échappé? A ce titre, il faudrait dire que le latin ne «possédait» pas de «système» parce que *serpens* est des deux genres! M. de Dardel a tendance à se montrer, en ce qui concerne le roman commun, plus royaliste que le roi.

D'ailleurs, au cours de son étude, M. de Dardel ne maintient pas une attitude aussi rigide. Il reconnaît, par exemple p. 38, que certains substantifs comme **cícere*, **pípere*, **súlfure*, **úbere* «dont les exemples féminins, toujours isolés, se laissent pour la plupart rattacher à des phénomènes locaux et tardifs» doivent avoir été masculins en roman commun. Il ajoute: «Il convient sans doute de citer ici **fúlgure*, masculin en catalan, gallo-roman, sarde, italien et roumain, et **mármore*, masculin en portugais, espagnol, catalan, gallo-roman, sarde, italien, rétoroman et roumain. A vrai dire, contrairement aux quatre substantifs cités précédemment, **fúlgure* et **mármore* présentent un certain nombre de féminins, qui pourraient être d'origine ancienne.» Mais, p. 55, il écrit: «Il faut également considérer comme secondaire et tradif, mais se situant encore en roman commun, le passage au féminin des substantifs **mármore* et **fúlgure*.» On ne sait pas pourquoi ce passage doit se faire «encore en roman commun» et la notion de «retardataire», souvent invoquée, reste extrêmement floue (p. 29, 30, 61).

Pouvait-il en être autrement en une matière aussi fuyante? «La méthode la mieux adaptée à ce travail nous a paru être la grammaire comparée» (p. 8). M. de Dardel, qui a fait un fructueux usage de cette méthode dans son étude *Le parfait fort en roman commun*², me semble avoir été moins heureux en ce qui concerne le genre roman des substantifs de la troisième déclinaison. Son ingéniosité n'est pas en cause, mais le sujet qu'il a pris pour objet d'étude. On retiendra cependant de son travail, et ce n'est pas négligeable, que «nous pouvons faire état d'un certain glissement vers le féminin et postuler pour le roman commun une tendance à généraliser le féminin dans les substantifs monosyllabiques et dissyllabiques» (p. 29).

Michel Burger

² Genève, 1958 (*Publications romanes et françaises* 62).

HELmut LÜDTKE, *Geschichte des romanischen Wortschatzes*. 1. Band: *Wandlungen innerhalb der Romania von der Antike bis zur Gegenwart*. 2. Band: *Ausstrahlungsphänomene und Interferenzzonen*, Freiburg/Br. (Rombach) 1968, 122 + 146 p.

Der Titel des Werkes mag täuschen: Es handelt sich nicht, wie man vermuten dürfte, um eine methodisch fundierte systematische Darstellung des etwa im *REW* niedergelegten lexikalischen Materials, sondern um die leicht modifizierte Niederschrift einer Vorlesung vom WS 1965/66 über Entlehnungen aus dem und in den romanischen Wortschatz seit den frühesten Stadien des Lateins vor dem oft allzu breit und schulmäßig ausgemalten Hintergrund der Geschichte und Kulturgeschichte. Denn «die Geschichte des Wortschatzes ist ein Teil der Geschichte selbst» (I/27).

Der erste Teil untersucht vornehmlich Entlehnungen in den lateinischen und romanischen Wortschatz, der zweite behandelt die umgekehrte Erscheinung, die Entlehnung romanischen Wortgutes in fremde Sprachen als Teilespekt eines allgemeineren Kulturphänomens, das Lüdtke provisorisch als «Ausstrahlung» bezeichnet (I/19). Der in diesem Zusammenhang wesentliche Begriff der Interferenz wird erst am Ende des 2. Bandes (II/122ss.) eingeführt, und zwar nur zur Erklärung des Phänomens der «Mischsprachen», obwohl doch letztlich jede Entlehnung und viele Bedeutungs- und Gebrauchserweiterungen von Monemen auf Überlagerungen von Struktureigenheiten zweier Sprachen bei mehrsprachigen Sprechern zurückzuführen sind.

Die Veröffentlichung dient didaktischen Zwecken und strebt wissenschaftliche Originalität nur für den Abschnitt über die latein-romanische Diglossie (II/78–111) an, dem eine Vorlesung vom SS 1968 über «Romanische Etymologie und Wortgeschichte» zugrundeliegt. Lüdtke will exemplarisch vorgehen; das bedeutet aber nicht, daß er wie Fritz Schalk einige *Exempla romanischer Wortgeschichte*¹ gibt oder wie Walther von Wartburg² besonders anschauliche Fälle lexikalischer Wandlungen in der Romania herausgreift und veranschaulicht. Vielmehr schränkt Lüdtke einfach die Zahl seiner Beispiele ein und bietet oft nur die ohnehin bekannten, kaum informativen Fakten, dazu noch mit unzureichender Interpretation, wie z.B. I/31, wo als vorromanische (!) Lehnwörter im Lateinischen nur *vīnum*, *oleum*, *fīcus* und *laurus* aufgeführt sind. Ihnen stehen im Griechischen οἶνος, ἔλαιον und σῦκον (nicht δάφνη) gegenüber. «Daß es sich etymologisch gesehen um die gleichen Wörter handelt, liegt auf der Hand ... Außer der mangelnden lautlichen Übereinstimmung ist noch die verschiedene morphologische Gestalt hervorzuheben. Das gilt zunächst für *vīnum* und οἶνος: das eine ist Neutrum, das andere Maskulinum. Das gilt in noch höherem Maße für *fīcus* und σῦκον: das lateinische Wort ist ein u-Stamm, das griechische hingegen ein Neutrum der o-Deklination.» Lüdtke unterschlägt zwei Fakten, die gerade einen engeren Bezug zwischen den lateinischen und griechischen Wörtern herstellen: es fehlt ein Hinweis auf maskulines *vīnus* (Petr. 41, 12) ebenso wie auf *fīcus*, *fīci* (also zur o-Deklination), das älter ist als *fīcus*, *fīcūs*; daß *oleum* durchaus dem Gr. entlehnt sein kann, trägt Lüdtke unter Hinweis auf Pisani selbst nach (II/135). Ähnliche Unzulänglichkeiten lassen sich an zahlreichen weiteren Stellen nachweisen.

¹ Cf. FRITZ SCHALK, *Exempla romanischer Wortgeschichte*, Frankfurt/M. 1966; dazu GEROLD HILTY, *VRom.* 26 (1967), 302–306.

² Cf. z.B. WALther von WARTBURG, *Einführung in die Problematik und Methoden der Sprachwissenschaft*, Tübingen 1970, p. 106ss., bes. p. 137–140 (zum Aufkommen von gask. *bigey* ‘Hahn’ anstelle von **gat*).

Grundsätzlich krankt die Darstellung an einem zu schwachen terminologischen und methodischen Unterbau. Wesentliche Grundbegriffe wie das *Wort* werden überhaupt nicht, andere unzureichend und fernab aktueller linguistischer Konzeptionen definiert. Der Wortschatz ist einfach «ein Teil der Sprache» (I/12) und findet seine materielle Fixierung im Wörterbuch; «entsprechend ist die Gesamtheit der Sprachbücher, also der Bücher, die die Phoneme, den Satzbau, den Wortschatz usw. zum Gegenstand haben, die materielle Fixierung des Sprachgebildes» (I/13). Fast laienhaft mutet die Erklärung von Synchronie und Diachronie an (I/14–17); Saussures Gedanken werden mehr oder minder verzerrt wiedergegeben. So trägt die vertikale Linie des bekannten Achsenkreuzes³ bei Lüdtke zwei Pfeile, bei Saussure nur einen; die Achse stellt «den zeitlichen Ablauf dar; die diachronische Betrachtungsweise ist also die Betrachtung in dieser Richtung» (I/14), obwohl die Pfeile gerade in zwei Richtungen weisen, was im übrigen sogar Saussures Begriff von prospektiver und retrospektiver Diachronie entspräche. «Für de Saussure war ein Sprachgebilde, eine langue, zu einem gegebenen Zeitpunkt ein irgendwie in sich geschlossenes System, so das System des Lateinischen mit seinen komplizierten Flexionen, ebenso das Altfranzösische mit seiner etwas vereinfachten Deklination, seinem Zweikasus-System, schließlich das Neufranzösische mit seinem Einkasus-System (abgesehen von den Pronomina, etwa *il*, *lui*, *le*)» (I/15). Unzutreffend ist die Behauptung, für Saussure seien Diachronie und Geschichte gleichbedeutend gewesen (I/16); und wenn Lüdtke mit Coseriu Diachronie und Sprachgeschichte (diese als «Darstellung eines großen sprachlichen Faktenkomplexes», I/16) trennt, so tut er doch nichts anderes als Saussure selbst, der sehr wohl zwischen *linguistique diachronique* im allgemeinen und *histoire d'une langue* als einer speziellen Form der diachronischen Sprachbetrachtung differenziert hatte⁴. An dieser Stelle wichtige Termini, wie z. B. *langage*, Diasystem, Zeichen, Lexem, Lexie, Morphem, Monem, Syntagma oder *calque*, fehlen ganz.

Dazu gesellt sich eine völlig willkürliche Vermischung von phonologischer, phonetischer und historischer Schrift; zwischen 2 Schrägstichen treten nicht nur Signifikanten, sondern auch Ausspracheangaben, wie I/35: «Diese sprachen /ā/» gegenüber «Wir benutzen für den Buchstaben(!) φ die f-Aussprache» (I/35). Von erstaunlicher Vielfalt sind die Wiedergaben fremdsprachlicher Wörter; griechische erscheinen in normaler und kursiver lateinischer Antiqua mit und ohne Akzente, ohne und mit Längen, auch mit ü (z. B. ü *psilon*, I/34), in aufrechter und auch in kursiver griechischer Schrift. Lateinische Wörter werden teils normal ohne und mit Kürzen, aber nie mit Längen angeführt, teils kursiv mit Längen und ohne diese, manchmal auch mit Akzenten (z. B. *umbilicus*, I/46), sogar in Versalien (CAPITALEM, II/106). Selbst Anführungsstriche fehlen nicht: «Wir können als Vergleich etwa engl. »apple« hinzunehmen; hier haben wir die Abfolge »apl«(sic)» (so II/17) – Kapitätchen findet man dagegen nirgends. Zu solchem Mangel an Systematik passen die reichlich eklektischen, neuere und wesentlichere Beiträge vielfach übergehenden Literaturangaben, die Dezimalklassifikation ohne Punkte ebenso wie die gesonderte Behandlung von *Sch* und *St* hinter *S* im Index (II/145).

Unter derartige Voraussetzungen darf es nicht wundern, wenn Lüdtke manche Erscheinung unpräziser behandelt, als es die pädagogische Forderung nach Vereinfachung zuläßt, ja, daß allzuoft über den groben Kamm geschoren wird. Dafür mögen in Anbetracht des begrenzten Raumes nur wenige Beispiele genügen; auf Blüten wie «lat. *animus* ist sogar nahezu ein Lehnwort» und (zu *accentus*) «in der Wurzel -cent- finden Sie *cantus* »Gesang«

³ Cf. FERDINAND DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*, Paris 1962, p. 115.

⁴ Cf. SAUSSURE, *op.cit.*, p. 128, 291 s.

wieder» (beide I/37) oder «man sprach slawisch an der Adria und in Teilen des Schwarzen Meeres» (I/95) kann ich ebensowenig eingehen wie auf Gemeinplätze von Cäsar, von dessen Eigenname der Monatsname *Julius* und unser Begriff *Kaiser* herstammen usw. (I/41), oder von der Entdeckung und Benennung des Erdteils Amerika (I/98–101).

I. Band, p. 13: Der Stil gehört nicht auf die Ebene der *langue*, sondern in den Bereich des *discours*; man kann den Stil geradezu als die Nutzung der in der *langue* vorhandenen Möglichkeiten auf der Ebene der Rede bezeichnen.

p. 17: Lüdtke spricht konsequent und ohne Begründung von Sprechlatein und Spontansprache, nur ein einzigesmal in einer Fußnote (I/104 N 35) vom «sog. Vulgärlatein», so als wäre das Vulgärlatein nie geschrieben worden. Von regionalen oder sozialen Diasystemen, von einem *sub-standard or non-standard Latin* oder von einem *parler rural de Rome* ist nicht die Rede. Ebensowenig läßt sich Lüdtke (I/28) über die Quellen des Vulgärlateins aus, geschweige denn daß er die einschlägigen Handbücher zitiert.

p. 24: Die Bezeichnung «Albanesisch» gilt seit langem als überholt. Man hätte auch gerne erfahren, wo sich der Nachweis findet, daß das Albanische ein Rest des Dakisch-Thrakischen sei (II/37).

Das Jahr 0 hat es effektiv nicht gegeben. Geringe Vertrautheit mit der Zeitrechnung offenbart auch der Abschnitt 317 (I/52s.): «Bei der Einteilung des Jahres in zwölf Monate und bei der Einteilung des Monats in Tage bleibt kein Restbetrag; hingegen kann man nicht ein Jahr oder einen Monat nach Wochen einteilen.» Man kann schon: nur müßte man sich zuvor einigen, wieviel Tage ein Monat (28, 29, 30 oder 31) und ein Jahr haben soll; denn das Mondjahr hat 354 Tage und 12 Monate, das Sonnenjahr etwa im Julianischen Kalender 365,25 Tage. Setzt man das Jahr mit 364 Tagen an, ergeben sich sogar exakt 52 Wochen zu je 7 Tagen oder 13 Mondzyklen zu je 28 Tagen oder 4 Wochen⁵.

p. 33s: «Man schätzt, daß etwa drei Viertel aller lateinischen Fischbezeichnungen griechischen Ursprungs sind.» Denkt man an *acipenser*, *alausa*, *ambicus*, *ancorago*, *anguilla*, *attilus*, *bancus*, *barbus*, *carpa*, *clupea*, *corroco*, *cracatius*, *esox* usw., die nicht aus dem Griechischen entlehnt sind, scheint der Prozentsatz schon zu hoch gegriffen zu sein. Aber Lüdtke gibt nicht diese Beispiele, sondern 6 angeblich aus dem Griechischen entlehnte Namen von Seetieren, von denen einer, nämlich *cancer*, gerade die echt lateinische Bezeichnung des Krebses gegenüber gr. κάρκινος ist.

p. 35: Ausgesprochen laienhaft ist die Einschätzung einer phonologisch gültigen Opposition, wie sie die Griechen vom 8. bis 4. Jahrhundert v. Chr. (und die Armenier noch heute) zwischen den Phonemen /p/ und /p'/ beachteten: «Das ist für ein und dieselbe Person ziemlich schwierig, deshalb weichen wir aus: Wir benutzen für den Buchstaben φ die f-Aussprache, die zwar berechtigt ist, aber einer viel späteren Zeit angehört.» Warum aber wählt man dann nicht auch für den Buchstaben φ die Aussprache [θ]?

p. 36: Wenn man Belege für direkt aus dem Griechischen ins Lateinische entlehnte Wörter angibt, dann sollten diese Beispiele auch eindeutig gesichert sein. Dies gilt nicht für *nōrma* und *forma*, die so nicht aus dem Griechischen stammen können, auch nicht für das p. 33 zitierte Verhältnis von etr. *φersu* zu gr. πρόσωπον (cf. LEW s.v.). Von lateinischen Lehnwörtern griechischer Herkunft sind nach Lüdtke manche in zweifacher Form in die moderne europäischen Sprachen übergegangen, z.B.

Apotheca dt. Apotheke
 dt. Budike, frz. boutique

⁵ Cf. ROBERT VON RANKE-GRAVES, *Griechische Mythologie I*, Reinbek 1960, p. 14s.

Sieht man davon ab, daß das Entlehnungsverhältnis recht schief dargestellt ist, so fehlen doch als weitere deutsche Belege das über das Spanische entlehnte *Bodega* und die vom französischen Wort abstammenden Formen *Boutique* und *Butike* ‘Kramladen, Kneipe’ (*Budike* zeigt Anlehnung an dt. *Bude*). Ebenso vermißt man als drittes und wesentlichstes Glied neben *Grotte* und *Krypta* (p. 34) dt. *Gruft*, das wohl unter Einfluß von vlat. **grupta* aus ahd. *girophiti* ‘Graben’ umgestaltet wurde.

p. 37: lat. *cāsus*, gr. πτῶσις als grammatischen Terminus wird man nicht mit dem Fall des Würfels, sondern mit dem Bild des lotrecht stehenden Stabes erklären, der in verschiedenen Graden (πτῶσις δρόθή oder εὐθεῖα > *cāsus rectus* usw.) gebeugt wird.

p. 38s.: Der Bedeutungswandel lateinischer Erbwörter wird am Beispiel von *pēnsāre*, *cōgitāre*, *putāre*, *cōsiderāre* ‘denken’ sowie an *nihil* dargelegt, deren abstrakte Bedeutung sich aus früheren konkreten Bedeutungen entwickelt habe, wie das im übrigen für jede indogermanische Sprache gelten mag. Aber *cōgitāre* hatte nicht die ursprüngliche Bedeutung ‘(Vieh) zusammentreiben’, sondern bedeutete, als Kompositum zu *agitāre*, ‘etwas im Geiste hin- und herbewegen’ (vgl. *rem in mente agitare*); das Vieh braucht also nicht bemüht zu werden. Ebensowenig hat sich die abstrakte Bedeutung von *putāre* aus einem konkreten Terminus der Bauernsprache, nämlich vom Bäumeschneiden her, entwickelt, obwohl an sich diese Tätigkeit genaues Betrachten, Überlegen und Entscheiden erfordert. Die Dinge liegen anders: Die Grundbedeutung von **put-* ist ‘scheiden, trennen’, und je nachdem dieser Grundwert im konkreten oder abstrakten Bereich genutzt wird, ergeben sich verschiedene *effets de sens*: auf der einen Seite ‘abschneiden, abtrennen’ (z. B. den abgebrannten Docht vom Licht, die überflüssigen Zweige vom Baum, das kranke Bein vom Körper), auf der anderen ‘das Richtige vom Falschen trennen, scheiden, unterscheiden’; cf. auch toch. A *put-k* ‘urteilen, (unter)scheiden’. Lüdtke hat als wichtigen Beleg lat. *scīre* fortgelassen, das eine ähnliche Entwicklung von der Wurzel **sgei-* ‘schneiden, trennen’ her genommen hat, cf. aind. *chyáti* ‘er schneidet ab’, ags. *scīran* ‘unterscheiden, entscheiden’ und die deutschen Entsprechungen.

Die Etymologie von *nihil* ist nicht so eindeutig, wie Lüdtke sie darstellt, zumal schon die Alten über Herkunft und eigentliche Bedeutung von *hilum* ‘ein geringes’ ebensowenig zu sagen wußten wie über die von *naucum* ‘ein geringes’ (cf. LEW I, 646; II, 147). Die gebotenen Beispiele sind somit nicht imstande, den «vielschichtigen Prozeß» der Entstehung einer Kultursprache zu beleuchten.

p. 39–41: Ebenso karg sind die Ausführungen über keltische und germanische Lehnwörter im Lat. Denn *brāca* und *camisia* sind nicht eigentlich gallische, sondern germanische Wörter, die lediglich durch die Gallier vermittelt wurden⁶; genauso verhält es sich mit dem germanischen Etymon von lat. *sāpō*, das also nicht, wie Lüdtke (I/41) behauptet, direkte Quelle des lateinischen Wortes und seinerseits aus dem Keltischen entlehnt worden ist. Daß es nicht gallisch sein kann, hätte schon die Existenz des /p/ gegenüber lat. *sebum* ‘Talg’ erhellen müssen; für germanische Herkunft sprechen sowohl der Wandel von idg. /b/ > /p/ als auch das Zeugnis des Rufinus (apol. Orig. 45, 29, 59).

Völlig schief ist die Darstellung der aus dem Keltischen ins Germanische entlehnten Wörter⁷. Nhd. *Amt* entstand nicht aus älterem *ambaht*, sondern aus ahd. *ambahti* ‘Dienst’, einer Ableitung von ahd. *ambaht* ‘Diener’ < gall.-lat. *ambactus* ‘id.’. Als Äußerung eines Spezialisten, der immerhin 3 Jahre lang als Redaktor des *FEW* fungierte, geradezu befremdend mögen die Sätze über «das Wort *reich*, das Adjektiv wie das Substantiv(!)» anmuten:

⁶ Cf. LEW I, 113, 147; HANS KRAHE, *Sprache und Vorzeit*, Heidelberg 1954, p. 141s.

⁷ Cf. KRAHE, *op. cit.*, p. 137s.

«Die ältere Form lautet /ri:ks/, mhdt. *rich*. In dieser Form hat sich das Wort in vielen deutschen Vornamen erhalten» (40) ... «Zu den fast gemeinromanischen Wörtern zählen wir das schon oben erwähnte *riks*, das frz. *riche* ergeben hat, also sich dort in seiner femininen Form durchsetzte, weil das Maskulinum /ri/ oder /rik/ lauten müßte (!). Es findet sich auch in it. *ricco*, sp. *rico* und anderen romanischen Idiomen wieder» (41). Hier hat Lüdtke so ziemlich alles vermengt, was vermengt werden konnte, und obendrein aufgrund seines falschen Ansatzes Formen für das Altfranzösische postuliert, die ganz und gar unnötig sind. Das Gotische schied drei Wörter: 1) das Substantiv *reiks* ‘Herrsscher’ (< gall. -*rīx* in PN, cf. air. *rī*, Gen. *rīg* ‘König’ und lat. *rēx* ‘id.’), das Lüdtke wohl mit /ri:ks/ gemeint haben dürfte; 2) das davon abgeleitete Adj. *reikeis* ‘mächtig’, cf. ahd. *rīhhi*, as. *rīki*, ags. *rice* ‘id.’, dessen fränkische Entsprechung (**rīki*), und zwar in der maskulinen, nicht femininen Form, «lautgesetzlich» Grundlage von afrz. *riche* ‘mächtig, reich’ ist (cf. Rheinfelder I, p. 281, § 745), wie das langob. Gegenstück die Grundlage von vgl. *rek*, prov. kat. *ric* (> sp. port. *rico*) und it. *ricco* darstellt (cf. REW 7315), und 3) ein weiteres Substantiv *reiki* ‘Reich, Herrschaft, Obrigkeit’, das sich mit ahd. *rīhhi*, nhd. *Reich* usw. vergleicht und auf gall. **rīgion* ‘Königsherrschaft, Reich’ (cf. ON *Ico-rigium*, air. *rīge* ‘Königsherrschaft’) zurückgeht.

p. 46: Unzutreffend ist die Angabe, daß sich AGNUS nur in einem kleinen Teil Südaladiens erhalten habe: man denke an port., galiz. *anho* und weitere italienische Belege (cf. REW 290); ebenso lebt GENU fort, und zwar in transmont. *geio* ‘Abhang’ und der Ableitung rum. *genoate* ‘Knie’.

p. 47: In **fābellāre* hat das «stärkere Suffix -ellus» nicht das «Diminutivsuffix -ulus» ersetzt, wie Lüdtke darlegt; vielmehr löst das Verb wie im Vulgärlatein üblich das Deponens *fābellārī* ab, das eine Ableitung von *fābella* ‘kleine Erzählung’ ist, wie auch *fābulāre* die Nachfolge von *fābulārī*, der Ableitung von *fābula*, angetreten hat. Eine Diminutivbildung liegt also nur bei *fābella*, nicht bei *fābula* und den Verben vor. Über weitere Formen von FABELLARE/FABULARE in der Romania cf. REW 3119 (dort auch die korrekte Form log. *faeddare* statt *fueddare*) und 3125.

p. 50: Nach Lüdtke ist die «genaue Bildungsweise des griechischen Wortes» μοναχός «ungeklärt», obwohl doch die Bildung mit einem *q*-Formans durch die Entsprechungen im Aind., Toch. und Lit. gut belegt ist. Die Grundbedeutung von μοναχός ist ‘einzeln’. Damit vergleicht sich ἑρημίτης ‘Einsiedler’, das zum Adj. ἑρημος gehört, aber nicht in dessen spezieller Bedeutung ‘wüst’ (als ein ursprünglich in der Wüste Lebender, wie Lüdtke glaubt), sondern in der Grundbedeutung ‘einsam, allein’.

p. 52s.: Die fehlerhafte Etymologie von *septimāna* ‘Woche’ ist auch durch den Nachtrag (II/135) nicht gänzlich bereinigt. Das lateinische Wort ist nicht erst unter dem Einfluß des griechischen Substantivs ἑβδομάς (> spätlat. *hebdomas* neben *hebdomada* ‘Anzahl von 7 Tagen’ < Akk. ἑβδομάδα) entstanden, sondern setzt seit Varro belegtes *septimānus* ‘die Sieben betreffend’ fort, cf. *Nōnae septimānae* ‘Nonen, die auf den 7. des Monats fallen’; es ist also ein Adjektiv. Zu klären wäre, wie die Substantivierung von *septimāna* und die Akzentverlagerung in *hebdomada* (auf das ursprünglich kurze erste *a*) erfolgte; wahrscheinlich haben sich beide Wörter gegenseitig beeinflußt.

p. 57s.: Die «analytische Steigerung» mit *magis* und *plūs* beschränkte sich im Lat. nicht auf die von Lüdtke angegebenen, aus der Schulgrammatik geläufigen Fälle, wie die Belege *magis sevērus*, *magis continēns* (Ter. Eun. 227), *plūs miser* (Enn. Sc. 208) oder *plūs lubēns* (Plaut. Aul. 420)⁸ lehren.

⁸ Cf. VEIKKO VÄÄNÄNEN, *Introduction au latin vulgaire*, Paris 1967, p. 125.

p. 58, 61: Daß *formōsus* «in der antiken Literatur bereits stellenweise vorkam» und *bellus* «die jüngere Neuerung» ist, wird den Tatsachen nicht gerecht. Beide Adjektive sind wie *pulcher* seit Plautus belegt und werden auch bei Catull gleichermaßen, jedoch ihren verschiedenen semantischen Nuancen entsprechend verwendet (cf. Cat. 43, 6 *ten provincia narrat esse bellam?*, 86, 5 *Lesbia formosa est, quae cum pulcerrima tota est*). Falsch ist auch die Etymologie von *bellus*, «das aus *bonulus* mit e-Ablaut entstanden ist: *bonulus* > *ben(u)lus* > *bellus*» (61); «offenbar gab es eine Nebenform zu *bonus*, nämlich *benus*, das sich in der Adverb-Form *bene* durchgesetzt hat» (61 N 14). Tatsächlich ist *bellus* auf **duen(e)los*, Demin. zu alat. *duenos* (neben jüngerem alat. *dvonos* > *bonus*) zurückzuführen (cf. LEW I, 101, 111).

Die Kette der bis hierher aufgeführten Mängel ließe sich bis zum Ende des 2. Bandes weiterführen; Fälle wie fr. *baie*⁹ und *volcan*, die als Entlehnungen aus dem Iberorom. nach 1500 angegeben, in Wahrheit aber schon im 14. Jahrhundert belegt sind (I/99s.), *juillet* nach dem Vornamen Caesars (statt nach seinem Gentilnamen, I/119), *mālus persicus* statt *mālus persica* und *damascēnus* statt (*prūnus*) *damascēna* (II/17), *Pfund* < *pondus* (statt *pondō*, II/18), die angebliche etymologische Identität von *Wales* und *Gallien* (das eine geht letztlich auf den Namen der *Volcae*, das andere auf *Gallia* zurück, II/26), afr. *franceis* < **frank-ensem* (statt **frank-iscu*, II/57), lat. *factūra* als «Neutrum Plural, Ableitung von *factum*» (statt als f. sing. ‘das Machen, die Verfertigung’, II/71) oder jidd. *tsu mett* (statt *wett*) *španien bleiben neutral?* (wo *tsu*, poln. *czy* mit dt. *ob?* gleichgesetzt wird statt mit dem naheliegenden fr. *est-ce que*, cf. poln. *czy jesteś zdrów?* ‘bist du gesund?’, II/114) weisen zur Genüge nach, daß gerade die Behandlung etymologischer Fragen zu den schwächsten Seiten dieses Werkes gehört.

Der einzige als originell bezeichnete Abschnitt über «Die Auseinandersetzung zwischen Latein und Romanisch» (II/78–111) behandelt die Diglossie von lateinischer Hoch- und Spontansprache, die sich nach Lüdtke von Augustus bis zu Karl dem Großen erstreckte (II/85). Dieser Beitrag leidet grundsätzlich an einer zu eng und zu willkürlich gefaßten Definition der Diglossie, worunter Lüdtke (ohne auf die Termini Bilinguismus und Zweisprachigkeit einzugehen) das Nebeneinander zweiter Idiome mit der Funktionsverteilung Spontansprache gegenüber kodifizierter Hoch- und Ritualsprache unter der Bedingung versteht, daß beide Idiome eng verwandt und in ihrem Grundwortschatz zum großen Teil identisch sein müssen (82). Kriterien der Diglossie sind: a) die Zahl der von der Rangabstufung betroffenen Wörter im Verhältnis zur Gesamtzahl der Wörter einer Sprache (darüber fehlen jedoch statistische Untersuchungen, die Lüdtke nicht beisteuern kann, so daß dieses Kriterium beiseitebleiben muß); b) die Existenz oder Nichtexistenz einer ähnlichen Rangabstufung in der Morphologie (83). Gerade die Morphologie als entscheidendes Kriterium wird von Lüdtke nicht klar erfaßt: den Gebrauch oder Nichtgebrauch von *passé simple* und *passé composé* im Modernfranzösischen darf man nicht, wie Lüdtke es tut (84), dem morphologischen Bereich zuweisen, und ebensowenig heterogene Paradigmen wie *vado, vadis, vadit, imus, itis, vadunt* (86). Denn «Morphologie» ist nichts anderes als das Ausstatten von Lexemen mit einer begrenzten Zahl von Morphemen, und im angegebenen Beispiel sind die Morpheme die gleichen, wie sie die Hochsprache verwendete; der Unterschied liegt also in den Lexemen, und diese würden unter die Gruppe a) fallen, die Lüdtke aber eben nicht als Kriterium heranziehen kann oder will¹⁰. Was Lüdtke als «Differenzierung

⁹ Eine nicht iberoroman. Herkunft von fr. *baie* vertritt MICHAEL METZELTIN, *VRom.* 26 (1967), 249–276.

¹⁰ VÄÄNÄNEN, *op. cit.*, p. 77s., behandelt *ire/vadere* dementsprechend unter ‘les mots’, nicht unter Morphologie.

der Flexion» (96) bezeichnet, ist somit eine Ausweitung lexikalisch differenzierter Paradigmen, wie sie sich nicht erst seit der Zeit der «Diglossie», sondern seit frühesten Epochen, und vor allem in der Gruppe der sog. *verbes idéellement préexistants* (wie *esse*, *fieri*, *velle*) sodann bei Verben des Grundwortschatzes, wie *dare*, *edere*, *ferre*, später bei *ire* usw. finden lassen. Wie krampfhaft Lüdtke am Prinzip der Wortidentität als «Definitions kriterium der Diglossie» (101) festhält, zeigt sich im Abschnitt 531 über «Lehnbeziehungen während der Diglossie» (93–101), wo nur von Ausspracheeinflüssen der Spontan- auf die Hochsprache (also phonetischen Wandlungen), nicht aber von lexikalischen Einflüssen die Rede ist. Stattdessen wird eine «Polarisierung des Wortschatzes» (98–101) unter Ausschaltung von Diachronie und Synchronie und unter Hintersetzung etwa vorhandener weiterer Synonyme (wie lat. *albus*, *candidus*, *cānus*, *lacteus*, *niveus* für ‘weiß’ gegenüber **blancus* oder *incohāre*, *inīre* neben *incipere* gegenüber **cum(!)-initiāre*) konstruiert. Der solchermaßen von Lüdtke postulierte Zustand einer Diglossie wird dann um 800 durch «einen von der Staatsgewalt betriebenen Eingriff» (gemeint ist die karolingische Reform der Leseaussprache des Lateins) beendet, die Wortidentität wird aufgehoben, und so waren unvermutet «aus einem polari sierten, zweigegliederten einen Idiom zwei Idiome geworden, zwischen denen die Relation der Sprachverwandtschaft bestand» (101). Nicht lange danach folgte die «Erfindung des *mot savant*» (vielleicht durch den Verfasser der Eulalia-Sequenz, II/104), auf die Lüdtke viel gibt: «Auf jeden Fall war die Erfindung des *mot savant*, des *gelehrten Wortes*, keine Selbstverständlichkeit. Es mußte erst jemand auf die Idee kommen, lateinische Wörter nach einem leicht zu handhabenden System von Regeln so umzugestalten, daß sie sich dem Bau der französischen Sprache geschmeidig anpaßten» (II/104), oder gar: «Mit der Erfin dung des *mot savant* wird das Französische zum Leitidiom für die emporstrebenden Volks sprachen und erlangt als erste von ihnen überregionale Geltung» (II/133).

Daß ähnliche Phänomene schon in der Frühzeit der Romania, nämlich zu Beginn der lateinischen Literatur, gang und gäbe waren, sollte dem Verfasser eigentlich aus seinen eigenen Darstellungen offenkundig geworden sein.

Helmut Genaust



JOHN FOX – ROBIN WOOD, *A Concise History of the French Language (Phonology and Morphology)*, Oxford (Basil Blackwell) 1968, 94 p.

Das vorliegende Werk gibt einen äußerst knappen Überblick über die Hauptzüge der französischen Sprachgeschichte, wobei das Schwergewicht auf der Entwicklung vom Vulgär latein zum Altfranzösischen liegt.

Wie aus dem Vorwort zu entnehmen ist, bestand das Ziel der Verfasser darin, dem Anfänger eine möglichst kurzgefaßte Einführung in die Materie zu geben. Fußnoten sollen dem Interessierten ein ausführlicheres Studium der einzelnen Probleme ermöglichen. Der Stoff ist in sieben Kapitel aufgegliedert, die wir im folgenden einzeln besprechen werden.

Die Einleitung bildet ein Kapitel über Betonung und Analogie, die als grundlegende Faktoren der Wortentwicklung dargestellt werden. Allerdings fehlt als Gegenstück die Differenzierung, welche eintreten kann, wenn ein Wort Gefahr läuft, durch phonetische Abschleifung mit einem andern verwechselt zu werden.

Das zweite Kapitel gibt einen Überblick über die indoeuropäischen Sprachen, wobei der komplexe Vorgang der Aufsplitterung eines Sprachraumes gestreift wird. Das Kapitel ist

im Verhältnis zu den folgenden, das eigentliche Thema des Buches betreffenden, zu breit gehalten und gehört eigentlich gar nicht in eine so knappe Einführung. Ferner enthält es gewisse Ungenauigkeiten; so sprechen die Autoren beispielsweise ohne Differenzierung von griechischen «dialects» und «languages» (p. 6); auch ist das Rätoromanische nicht die vierte «official language», sondern die vierte Nationalsprache der Schweiz (p. 8).

Es folgt im dritten Kapitel ein Abriß des Vulgärlateins, in welchem die Vokalsysteme des klassischen Lateins und des Vulgärlateins nebeneinander gestellt werden. Dabei wird jedoch nicht erwähnt, daß das für das Vulgärlatin angeführte System nicht für die ganze Romania gilt, wie aus dem Text hervorzugehen scheint (p. 13)¹. Was die Monophthongierung von AU zu *o* betrifft, verwechselt die Verfasser zwei chronologisch und geographisch verschiedene Tendenzen – die dialektale, vor allem umbrische Monophthongierung der klassischen Periode, mit derjenigen, die erst in romanischer Zeit in einem Teil der Romania eintrat –, wenn sie behaupten, daß das *au* in *taurus* mit dem *o* in *mortem* zusammengefallen sei (p. 13)². Im folgenden erscheint nun die im ersten Kapitel behandelte Betonung als Hauptursache der lautlichen Entwicklung, indem sie die Abschwächung und häufig den Ausfall der unbetonten Vokale bedingt. Dies führt uns zum Übergang von synthetischer zu analytischer Morphologie, zwei Begriffe, welche den Zielen des Buches entsprechend ausführlich erläutert werden (p. 14). Im Konsonantismus finden wir als wichtigste Erscheinungen das Verschwinden des *h* im Anlaut, die Sonorisierung der intervokalischen Explosivlaute und den Ausfall von *m* im Auslaut. Im Abschnitt über die Morphologie ist zuerst von der Vereinfachung der lateinischen Nominalflexion die Rede; es scheint uns fraglich, ob die «excessive complication» des Systems dabei eine Rolle spielte, wenn wir bedenken, daß ein relativ kompliziertes System sich in den meisten slavischen Sprachen bis heute erhalten hat (p. 15). Ob lat. *mare* im Französischen unter dem Einfluß von *terra* feminin geworden ist, ist ebenfalls schwierig zu sagen, da ja beispielsweise das Sardische und das Italienische *mare* immer als Maskulin verwendet haben und das Neuspanische eindeutig zu diesem Gebrauch tendiert (p. 16). Im Zuge des Übergangs zum analytischen System wird das Demonstrativ *ILLE* zum bloßen Subjektspronomen und dadurch grammatikalisiert. Pädagogisch ungeschickt ist hier, daß der Schritt von *ILLE* zu fr. *il* ohne Kommentar erwähnt wird (p. 16), ebenso *SCRIPSI* > *j'écrivis* (p. 17). Als Neuerungen im Verbalsystem erscheinen das zusammengesetzte Perfekt, das Passiv und das Futurum. Was den Wortschatz betrifft, wird der allgemeine Gebrauch von umgangssprachlichen, oft affektiven Wörtern wie *caballus*, *testa*, *gamba* hervorgehoben, ferner werden die Begriffe «Bedeutungserweiterung und -verengung» kurz illustriert.

Das vierte Kapitel ist den fremden Einflüssen auf die Entwicklung des Romanischen in Frankreich gewidmet. Zuerst wird das keltische Substrat angeführt, dessen Wirkung die Verfasser im Überleben von ca. 180 keltischen Wörtern und des Zwanzigersystems sehen (p. 20, 21). Daß jedoch für das Zwanzigersystem «keine genetische Erklärung nötig ist», hat G. Colón kürzlich auf überzeugende Weise gezeigt³. Zur anschließenden Darstellung des fränkischen Superstrates ist zu sagen, daß sich die romanische Sprache mit derjenigen der fränkischen Eroberer nicht «fused into one» hat, sondern daß das Romanische das Fränkische absorbiert hat. Zweifelhaft ist auch, ob *cotta* und *targa* bereits im

¹ H. LAUSBERG, *Romanische Sprachwissenschaft*, Berlin 1963, Bd. I, p. 144–149.

² F. M. NIEDERMANN, *Phonétique historique du latin*, Paris 1931, § 34, und H. LAUSBERG, *op. cit.*, Bd. I, p. 191–193.

³ G. COLÓN, *Zum Zwanzigersystem der Zahlwörter*, in: *Verba et Vocabula*, Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag, München 1968, p. 127–133.

Spätlatein existierten⁴ (p. 22, 23). Die Autoren gehen dann kurz auf die verschiedenen Gruppen von Lehnwörtern ein, besonders auf die griechisch-lateinischen, welche häufig neben Erbwörter desselben Stammes treten und so Dubletten bilden, ferner auf künstliche Bildungen der Neuzeit wie *téléphone* und auf die zahlreichen Anglizismen (p. 24, 25).

Das fünfte und umfangreichste Kapitel umfaßt die Lautentwicklung vom Vulgärlatein zum heutigen Französisch. Es wird grundsätzlich festgestellt, daß der Lautwandel rein mechanisch, stufenweise und nach «definite laws» vor sich geht, wobei es sich natürlich nur um Tendenzen handeln kann. In diesem Zusammenhang wird vermutet, daß die Aussprache des auslautenden *-d* in fr. *pied* aus dem Plural zurückgebildet worden sei, um es von *pie* ‘Elster’ zu unterscheiden. Dagegen ist zu sagen, daß das intervokalische *d* des Lateinischen, das im Französischen in den Auslaut kam, in einer ersten Phase ausgesprochen wurde, wie die Graphien *feit* (< FIDE, vgl. engl. *faith*), *nut/nuet* (< NODUM), die Bemerkung von Théodore de Bèze «D quiescit in hac voce *pied*, quamvis a Picardis exprimatur quasi per *-t*» (16. Jh.), und vielleicht die heutige Aussprache von *pied-à-terre* und *armé de pied en cap* zeigt⁵. Ferner wird gesagt, daß sich der Lautwandel in begrenzten Zeitabschnitten abspielt; die Beispiele dazu sind jedoch schlecht ausgewählt, denn CILIUM und SKINA bzw. SKI können mit ihren verschiedenen Anlauten keine Parallelfälle bilden (p. 27). Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den vulgärlateinischen Vokalismus und die zahlreichen Akzentverschiebungen, in welchen die Autoren für die Verlegung des Akzents von *i* im Hiatus auf den folgenden, offeneren Vokal und die dadurch bedingte Abschleifung des *i* zum Halbvokal *j* den Kausalzusammenhang merkwürdigerweise gerade umgekehrt sehen (Abschleifung – Akzentverschiebung, p. 30), wird die Entwicklung der betonten Vokale in offener Silbe behandelt. Hier wird zwischen einer ersten, allgemein romanischen Diphthongierung, die offenes *e* und *o* in betonter, offener Silbe umfaßt, und einer zweiten, galloromanischen, welche neben *A* geschlossenes *E* und *O* in betonter, offener Silbe ergreift, unterschieden. Anschließend wird die stufenweise Weiterentwicklung dieser Diphthonge bis zum heutigen Französisch gezeigt und die Palatalisierung von langem *u* in jeder Stellung erwähnt. Eine übersichtliche Tabelle faßt das Gesagte zusammen. Ein längerer Abschnitt behandelt dann die Bildung von Diphthongen auf Grund der Palatalisierung von *k* und *g*, wobei gleichzeitig Erscheinungen des Konsonantismus und des Vokalismus erläutert werden (p. 38–43). Hierauf wird die Vokalisierung von *l* und die Beeinflussung der Vokale durch nachfolgende Nasale besprochen (p. 43–47). Im dazugehörigen Diagramm begreifen wir nicht, weshalb *i* und *y* nicht ins Vokalparallelogramm einbezogen, sondern außerhalb desselben eingezeichnet sind (p. 45). Ferner vergessen die Autoren, Beispiele für die Entwicklung der *gedeckten* nasalisierten Vokale zu geben. Die Behandlung des Konsonantismus (p. 47–54) wird auf die Erscheinungen beschränkt, welche im Vokalismus noch nicht aufgetreten sind. Im Anlaut wird die Wiedereinführung des «*h aspiré*» durch die Franken und sein späteres Verstummen, das prothetische *e* vor *s + Konsonant*, der Übergang von germ. *w* zu fr. *g*, sowie die Verschiebung von dentalem zu uvularem *r* angeführt. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit dem Schicksal der intervokalischen Konsonanten, im wesentlichen der Verschlussslaute. In einem dritten Abschnitt über die Konsonanten im Auslaut ist hauptsächlich vom Verstummen von fr. *-m, -f, -p, -s, -t* und den entsprechenden Ausnahmen in einsilbigen Wörtern und in der Bindung die Rede. In einer Bemerkung zur

⁴ Cf. DU CANGE, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, Niort 1883–87, s. *cota, targa*, dessen älteste Beispiel aus dem 10., bzw. 13. Jh. stammen.

⁵ Cf. CH. THUROT, *De la prononciation française depuis le commencement du XVI^e siècle*, Bd. 2, Paris 1883, p. 112 N 2.

Phonetik proklitischer Adjektive wird darauf behauptet, *MALUS* habe im Französischen *mal* und nicht, wie zu erwarten wäre, *mel* gegeben (p. 54). *mel* hat jedoch existiert, wurde aber später von *mal* verdrängt⁶.

Das sechste Kapitel handelt von der Morphologie (ausgenommen der Verben). Zuerst finden wir eine Darstellung der Nominalflexion mit den Paradigmata von *ser(f)s, table, pe(d)re, fin(s)* und den Ungleichsilbigen (*hom, emperere*), dann kommen die Adjektive mit den Typen *bons, bone, (bon)* und *granz, grant (grant)*; das analoge Femininum auf *-e* dieser zweiten Serie und die Komparativbildung schließen den Abschnitt über das Adjektiv ab. Bei der Behandlung des Adverbs scheint uns, daß die Autoren allzu stark verallgemeinern, wenn sie auf Grund der Adverbialsuffixe (lat. *-mente*, engl. *-ly* < sächs. *lik* ‘Körper’) behaupten, «the Romans, it would appear, emphasized mental activity, Saxons physical activity» (p. 61). Es folgen knappe Übersichten über den Artikel, Kombination von Artikel und Präposition, die Numeralien und die Pronomen. Die Verfasser behaupten unter anderem, daß die analog gebildeten Possessivpronomen *tien, sien* die alten Formen *tuen, suen* im 14. Jahrhundert verdrängten, wozu zu sagen wäre, daß wir für *tien, sien* bereits Belege aus dem 13. Jahrhundert haben⁷ (p. 67). Anschließend wird der Zerfall der Zweikasusflexion besprochen.

Das siebte und letzte Kapitel enthält die Verbalflexion; in der ersten Hälfte werden die einzelnen Zeiten dargestellt, wobei für das Futurum als einzige synthetische Erbformen afr. *ier, iers, iert* (< ERO, ERIS, ERIT) angegeben werden (p. 76). Im Abschnitt über das Imperfekt (p. 75) fehlen jedoch die entsprechenden Formen *ere/iere, eres/ieres* usw., die erst später in einer Fußnote zur Konjugation von *estre* erwähnt werden (p. 81). In der zweiten Hälfte werden die Formen von *avoir* und *être* behandelt.

Eine kurze Bibliographie (10 Standardwerke, eine Bibliographie mit Supplement) und ein vollständiger Sach- und Wortindex schließen das Buch ab.

Im gesamten muß gesagt werden, daß das Werk höchstens als erste Einführung in die französische Sprachgeschichte dienen kann. Die Verteilung des zur Verfügung stehenden Raumes auf die verschiedenen Sachgebiete ist nicht befriedigend gelöst worden: Lautentwicklung und Morphologie kommen im Verhältnis zu den einleitenden Kapiteln zu kurz. Die extreme Straffung auf diesen Gebieten hat zur Folge, daß das Buch nur gerade für die erste Lektüre genügt und bespielsweise nicht als Repetitorium verwendet werden kann.

Rolf Eberenz



LOUIS KUKENHEIM, *Grammaire historique de la langue française. Les parties du discours*, (Universitaire Pers) Leiden 1967, 2 + 172 p. (Publications Romanes de l’Université de Leyde 13).

Auf 149 Oktavseiten versucht der Verfasser, eine Übersicht über die französische Formenlehre vom 9. bis zum 20. Jahrhundert zu geben. Er verknüpft dabei die Beschreibung der Formen mit derjenigen ihrer Funktionen und Werte. Jedes der 29 Kapitel ist somit in drei Teile gegliedert: ein Verzeichnis der jeweiligen Formen (*Formes*), eine kurze geschichtliche

⁶ Cf. FEW 6/1, 123 b *malus*; E. SCHWAN-D. BEHRENS, *Grammatik des Altfranzösischen*, Leipzig 1925, § 10; 4a und § 52 N 1.

⁷ Cf. FEW 12, 481 a *suus*; 13/2, 451 *tuus*.

Besprechung derselben (*Histoire des formes*) und eine Liste ihrer wichtigsten Gebräuche (*Fonctions*).

Diese neue Anordnung des Stoffes ist durchaus begrüßenswert. Das Werk weist jedoch allerhand Mängel auf, welche seine Wissenschaftlichkeit und Nützlichkeit in Frage stellen.

Eine ausgeglichene Synthese der alt-, mittel- und neufranzösischen Morphologie zu schreiben, ist bestimmt kein leichtes. So darf man sich nicht wundern, wenn der Autor an dieser Aufgabe gescheitert ist. Der erste Teil jedes Kapitels ist ausschließlich dem Altfranzösischen gewidmet, das auch sonst überwiegt. Auf das Mittelfranzösische wird meistens im zweiten Teil kurz hingewiesen. Der dritte Teil beschränkt sich oft nur auf das Neufranzösische (c. 4, 5, 6, 18, 19 usw.), oder bietet eine seltsame Verteilung von Alt- und Neufranzösisch dar, wie im 3. Kapitel, wo allein die altfranzösischen *fonctions*, aber nur die neufranzösischen *valeurs* des unbestimmten Artikels besprochen werden. Die Arbeit ist dem Verfasser offensichtlich über den Kopf gewachsen und so verweist er in einem Augenblick der Zweiflung ganz einfach auf irgendeine Grammatik des modernen Französisch: «Pour l'utilisation de ces formes en fr. mod. nous renvoyons à une grammaire du fr. mod.» (p. 35 N 4).

Wissenschaftliche Akribie scheint beim Autor nicht groß geschrieben zu sein. Seine Lässigkeit beginnt schon bei der Terminologie. Nachdem er das Vulgärlatein auf p. 4 als «le latin parlé», also als eine Sprachmodalität definiert, gebraucht er dasselbe Wort auf p. 16, um eine bestimmte Epoche der lateinischen Sprache zu bezeichnen («L'article défini ... s'est développé peut-être dès la période du latin vulgaire»). Das Adjektiv *français* bedeutet offenbar nicht nur 'französisch', sondern es wird auch im Sinne von 'romanisch' verwendet. Oder sollten der Teilungsartikel, die Verbindung des bestimmten Artikels mit QUALIS und die Entwicklung 'Mann' > 'man' von HOMO in den andern romanischen Sprachen «une création du français» (p. 21), «d'origine française» (p. 64), «une formation française» (p. 70) sein? Reprise in «Discam de dictis melioribus (Plaute, *Sticho*, 400) – De praeda parcius ... dederat (T. Live, XLV, 35) – Comede de venatura mea (Vulgata, Gen. 27, 19) – Sacrificarunt de animalibus (s. Augustin, *Conf.* III, 7) ... cette construction avec *de* seul a été reprise telle quelle en anc. fr.» (p. 21 N 3) heißt anscheinend nicht 'wiederaufgenommen', sondern 'fortgesetzt', denn dieses *de* ist schon im Alexiusleben bezeugt (TL, s. de 3).

So mancher Satz läßt eine Folgewidrigkeit zu. Wenn der Verfasser zum Beispiel behauptet, daß «La règle d'après laquelle on se sert de la préposition *de* après les mots qui expriment une quantité ... En anc. fr. cette règle n'existe pas», und darauf zwei altfranzösische Beispiele ohne *de* folgen läßt, so könnte man daraus schließen, daß das Altfranzösische dieses *de* gar nicht kennt, was falsch wäre¹. Tatsächliche Inkonsistenzen fehlen auch nicht. Im *avant-propos* heißt es, «qu'il faut éviter de dérouter le débutant»; wir fragen uns aber, ob man nicht das Gegenteil erzielt, wenn man all die altfranzösischen Beispiele und Ausdrücke nicht ins Neufranzösische übersetzt (welcher «débutant» weiß schon, was «Ja pur murir cil n'erent recreanz» (p. 85) oder «ja a dis» (p. 29 N 1) bedeutet?) Ferner ist nicht einzusehen, warum die altfranzösischen Formen von IMPERATOR/IMPERATOREM im Text *emperédre/imperédor* und in der Fußnote *empere(d)re/empere(d)or* lauten oder warum (*couter*) *cher* unter den Eigenschaftswörtern, aber (*vendre*) *cher* unter den Adverbien behandelt wird (p. 27 und 29). Nicht immer wird die genaue Stelle der Zitate angegeben; so können wir die Verse 663 und 3580 der *Ch. de Roland*, 657 des *Couronnement de Louis* und 345–351 des *Testament Villons* in ihrem Kontext nachprüfen, aber nicht die ebenfalls auf p. 41 angeführten Passus von Joinville und Daninos. Im 14. Kapitel, nachdem der Autor im 5.

¹ Cf. L. FOULET, *Petite syntaxe de l'ancien français*, Paris 1930, § 90–91.

die Adjektive besprochen hat, entschließt er sich, u.a. *mainz* und *pluisour* von der Reihe der Indefinita auszuscheiden; somit scheiden sie auch beide kommentarlos aus dem Buch ... In offenen Widerspruch gerät dann der Autor, wenn er auf p. 16 behauptet, daß «L'article défini ... s'est développé peut-être dès la période du latin vulgaire», und auf der folgenden Seite, daß «L'article défini fit sa première apparition dans la *Cantilène de sainte Eulalie*. Cette partie du discours est, par conséquent, d'une création tardive».

Die Flüchtigkeit, mit der der Stoff behandelt wird, bringt etliche Ungenauigkeiten mit sich. Der «dirigisme des philologues» im 16.-17. Jahrhundert hat sich nicht nur auf die Morphologie und die Syntax, sondern auch auf die Rechtschreibung ausgewirkt. Vor allem im Hinblick auf den Unterschied zwischen dem altfranzösischen und dem heutigen Gebrauch des unbestimmten Artikels² ist die Beschreibung seiner Funktionen auf p. 20 zu summarisch («En somme sa fonction principale consistait à annoncer un substantif qui suivait (éventuellement)»). Datierungen wie «*Valde ... dominus, oclu, verdis ...* ont perdu la syllabe post-tonique à une époque très ancienne (p. 91 N 3) sind heute nicht mehr zulässig. Unter den heutigen Überbleibseln der synthetischen Steigerungsformen (p. 26) fehlt *moindre*, unter den lateinischen *-utus*-Mittelwörtern (p. 87 N 1) *acutus, argutus, dirutus, indutus, iutus, locutus, secutus, statutus*.

Einige Vorschläge und Erklärungen sind diskutabel. So glauben wir, daß der Typ *Hues/Huon*, synchronisch gesehen, der Beugung mit beweglichem Akzent und nicht einer besonderen «déclinaison hybride ou onomastique» angehört, deren Vorbild ein vermeintliches Paradiagram *Petrus/Petronem* wäre (p. 13–14). Die Meinung, wonach *volontiers* nicht auf VOLUNTARIE + s, sondern auf VOLUNTARIOS zurückgehe (p. 29 N 1), bedarf einer näheren Begründung. Im Zusammenhang mit dem Zwanzigersystem sollte man nicht immer auf das keltische Substrat verweisen (p. 32), sondern auch auf die Möglichkeit einer spontanen Erscheinung aufmerksam machen³.

Verschiedene Behauptungen und Angaben sind irrig. Es stimmt, daß es nicht immer leicht ist, den Genuswechsel der lateinischen Substantiva im Romanischen zu erklären; *frons* (p. 10) ist aber dafür ein schlechtes Beispiel, weil es schon im Lateinischen weiblich und männlich sein kann (*DEL* s.v.). Auf p. 11 meint der Verfasser, daß «En latin vulgaire la confusion va en augmentant à cause de l'amusement de -m et de -s (devant consonne)»; dieses -s war jedoch im Vulgärlatein recht standfest⁴. Der Teilungsartikel ist nicht erst seit dem 14. (p. 21), sondern schon seit dem 13. Jahrhundert bezeugt⁵. Afr. *tote* und dergleichen gehen bekanntlich auf *TOTTA* usw. und nicht auf *TOTA* (p. 26) zurück. Die Akkusativformen der betonten Personalpronomina fallen nicht immer mit den Dativformen zusammen (p. 39; cf. *els/lor, eles/lor*). *Sebre* in der *Chanson de Roland* ist «wohl ein alter Fehler für *l'Ebre* oder = cat. *su Ebru*⁶; das *s* von *Sebre* stellt also kein altfranzösisches Überbleibsel von *IPSE* dar (p. 52–53). Lat. *iste* kommt nicht von *IS* + *TU* (p. 54; cf. *DEL* s.v.). Das lateinische bezügliche Fürwort *qui* wurde nicht vom Fragepronomen *quis* abgeleitet (p. 63 N 1), denn *qui* geht auf *kʷo- und *quis* auf *kʷi- zurück (cf. *DEL* s.v.). Bei der Besprechung

² Cf. L. FOULET, *op. cit.*, § 76: «Mais, à la différence du français moderne, la vieille langue n'emploie en général l'article indéfini que si la personne ou la chose dont on n'a pas encore parlé est parfaitement distincte des autres individus de la même classe.»

³ Cf. G. COLÓN, *Zum Zwanzigersystem der Zahlwörter*, in: *Verba et vocabula. Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag*, München 1968, p. 127–132.

⁴ Cf. T. H. MAURER JR., *Gramática do latim vulgar*, Rio de Janeiro 1959, p. 44–47, und V. VÄÄNÄNEN, *Introduction au latin vulgaire*, Paris 1963, p. 70–71.

⁵ Cf. FOULET, *op. cit.*, § 108.

⁶ Cf. *Das altfranzösische Rolandslied*, hg. von E. STENGEL, vol. I, Leipzig 1900, p. 400a.

des *participe présent* behauptet der Autor (p. 83): «Quand la forme a un objet et qu'elle a par conséquent une valeur verbale, l'histoire est plus compliquée. Au xii^e siècle elle reste invariable: *amant*», aber auf der folgenden Seite bringt er gleich zwei ihm widersprechende Beispiele und weitere hätte er bei A. Mercier, *Histoire des participes français*, Paris 1879, p. 9, 15, usw., und in *ZRPh. 10* (1886), 547, gefunden; wenn das Mittelwort dennoch in den Anfängen manchmal undeckliniert erscheint, so erklärt sich das unseres Erachtens durch den teilweisen Zusammenfall im Französischen der -ANS-/ANTEM- und der -ANDO-Formen; der Verfasser meint jedoch, daß «Pour expliquer l'invariabilité, il semble plus simple, vu la très ancienne uniformisation des cas, d'admettre une forme analogique, pour le singulier: *amantem* et pour le pluriel: **amanti*, qui aboutit au type *femes amant lor enfanz*» (p. 84), obwohl das Zweikasusystem im 12. Jahrhundert noch recht gut funktioniert. *Fierge* geht nicht auf FERIAM zurück und ist auch nicht der normale altfranzösische Konjunktiv Präsens von *ferir* (p. 93, 94, 126), sondern es ist nach dem Modell von *aerge* < *ADERGAM, *sorge* < SURGAM usw. gebildet, Formen, die vor allem typisch für den Westen sind⁷. Das normale Ergebnis von FERIAM ist *fire* (*op. cit.* p. 922). «Dans la subordonnée substantive – heißt es auf p. 95 – le latin vulgaire admettait les deux modes; mais l'anc. fr. préférait le subjonctif après les verbes de la pensée (*cuidier, penser, m'est avis*), usage disparu aujourd'hui»; dieser Gebrauch ist aber nicht verschwunden, er wurde nur strenger geregelt (cf. M. Grevisse *Le bon usage*, Gembloux 1964, § 999). Wir kennen keine romanische Sprache, die das Futurum mit POSSUM + Infinitiv bildet (p. 110 N 1).

Es ist bedauerlich, daß man der Wortbildung keine Beachtung geschenkt hat und daß auf ein Wortregister verzichtet wurde.

Michael Metzeltin

*

JEAN STEFANINI, *La voix pronomiale en ancien et en moyen français*, Aix-en-Provence (Publication des Annales de la Faculté des Lettres, Editions Ophrys) 1962, 753 p.

A pesar del tiempo transcurrido desde su publicación – la culpa en el retraso de esta reseña no es imputable a la Redacción de *VRom.* y corresponde enteramente a quien la firma – el libro de Stefanini conserva actualidad. Tanto por la enorme masa de materiales reunidos como por la entidad de su argumentación es, con mucho, el estudio más importante sobre el tema y continúa siendo punto de partida indispensable para todo el que quiera ocuparse de las construcciones pronominales en francés.

El capítulo I, «La position des grammairiens et la théorie du pronominal» (p. 9–83), presenta las opiniones de diferentes gramáticos sobre el tema objeto de estudio y cuestiones relacionadas o que atañan a él. Aun tratándose fundamentalmente de exposición de opiniones ajena, resulta útil para el lector. A través del detenido y matizado análisis de las diferentes posiciones – con abundantes comentarios y observaciones críticas – se obtienen las líneas maestras de la evolución de la teoría gramatical sobre los verbos pronominales en la lengua francesa.

Antes de entrar en el tema preciso del estudio, el autor ha tenido el acierto de incluir un capítulo («Les formes pronominales en français moderne. Essai d'analyse», p. 85–127), con objeto de establecer «des comparaisons plus précises entre les emplois actuels et les anciens, entre la valeur passée et la présente» (p. 83). Y dentro también de la parte intro-

⁷ Cf. P. FOUCHE, *Phonétique historique du français*, vol. III, Paris 1961, p. 939.

ductoria¹, otro capítulo («Les voix du latin au roman», p. 129–215) dedicado al estudio del sistema latino de diátesis y un Apéndice («Faut-il conserver la description traditionnelle du verbe latin?», p. 217–227) en el que se defiende – frente a la argumentación de van der Heyde – la oposición *infектum-perfектum*, postulada por Meillet, como fundamental en el verbo latino.

La parte central del trabajo se subdivide en cuatro capítulos, dedicados respectivamente a los empleos y valores fundamentales – al menos desde el punto de vista del autor – de la «voix pronomiale» en francés antiguo y medio: «Le pronominal de sens réfléchi» (p. 229–351), «Le pronominal de sens moyen» (p. 353–415), «Le pronominal réciproque» (p. 417–470) y «Le pronominal de sens passif» (p. 471–646). El último capítulo («La voix pronomiale de l'ancien français au français moderne», p. 647–697) estudia la evolución de las formas pronominales y de la conjugación pronominal. Le sigue una breve «Conclusion» (p. 699–701). El libro se cierra con una rica bibliografía (p. 703–731), dividida en secciones, y varios índices («Index des grammairiens et philologues», «Index des mots et des notions», «Index stylistique»).

En cada uno de los capítulos se analiza y discute gran cantidad de ejemplos. Se aprecia un trabajo paciente, meticuloso, y una larga meditación. No se ha regateado tiempo ni esfuerzo y, en este sentido, la obra de Stefanini merece solamente elogios. Quizá, sin embargo, hubiera podido ser más breve. El lector tiene a veces la impresión de que se hubiera podido prescindir del comentario de muchos de los ejemplos que se citan². El libro hubiera resultado así más ágil, menos «abrumador» y prolífico, sin perder por ello nada de su solidez. Pero es de justicia añadir que, de todos modos, la línea de la argumentación queda siempre clara y, por supuesto, a salvo la irreprochable unidad y coherencia del trabajo.

El propósito viene claramente indicado en la introducción: «nous rechercherons quelle peut être l'origine de ces formes (las formas pronominales), nous les décrirons le plus exactement que nous pourrons en ancien et en moyen français; et nous essayerons d'en définir et d'en classer les effets de sens et, si possible, de dire comment ils se produisent, quelle valeur fondamentale les explique» (p. 7).

La idea de que parte para cumplir este programa es: «Par rapport à l'actif, – G. Guillaume l'a magistralement démontré – le pronominal apparaît comme une voix de synthèse unissant en elle actif et passif» (p. 94). Se trata, en definitiva, de lo mismo que da más adelante como definición de la voz media: «non pas une voix située à mi-chemin entre l'actif et le passif, mais une voix qui enferme en elle et l'actif et le passif, une voix de synthèse» (p. 127; en p. 184–186, refiriéndose a la situación latina, titula un apartado «Le moyen, voix de synthèse de l'actif et du passif»).

De esta base se deducen los distintos empleos del pronominal – reflexivo, medio, recíproco, pasivo – que analiza sucesivamente, señalando siempre la situación latina previa y estableciendo la conexión necesaria con los usos del francés, que no son presentados como resultado de una evolución, sino como posibilidades implícitas en el sistema, como «virtualidades»,

¹ No se indica en ningún lugar que estos tres capítulos tengan carácter de introducción o de una primera parte previa al núcleo del trabajo. Pero – además de la evidencia que proporciona la distribución misma de la materia – queda claro que se trata de una omisión involuntaria porque, lo mismo en el índice que en el texto, el capítulo siguiente figura como «Chapitre I», y no IV, como sería esperable.

² Claro que hay que agradecer al autor que, de esta manera, haya puesto a nuestra disposición la gran masa de materiales allegados. La reserva se refiere únicamente a la posible conveniencia de haber puesto en nota – o agruparlos, numerados, y remitir a la lista en cada caso – los ejemplos de carácter semejante a los necesarios para fundamentar su razonamiento.

que se van actualizando en medida variable. El aludido valor en «lengua» – en la terminología guillaumiana utilizada por Stefanini – es lo que posibilita y explica los diferentes «efectos de sentido» que se dan en el discurso.

En p. 214–215 resume las etapas que, a su juicio, han conducido a la creación de una «voz pronominal». Y la aparición de esta nueva «voz» viene señalada por: 1) la confusión de las formas de acusativo y dativo en el pronombre personal (se disponía así de un caso régimen que mostraba al sujeto en posición de paciente, sin distinción de transitividad directa o indirecta, que expresaba en suma la pasividad pura); 2) la nueva concordancia del atributo en las frases del tipo *se dicit (esse) bonus* subrayaba, por otra parte, la preponderancia concedida a la persona del sujeto (frente al giro *se dicit (esse) bonum*, que subraya la dualidad de funciones sintácticas, la nueva concordancia muestra ante todo que se trata de un solo y mismo individuo). El poner así el acento sobre la unidad del agente-paciente, sobre el hecho de que es a la vez, y sin perder la conciencia de su individualidad, el objeto y el sujeto del proceso, conducía a la creación de una «voz» nueva.

Stefanini sitúa la constitución de esta nueva diátesis entre los siglos VI y VIII, período durante el cual existiría competencia entre el reflexivo y el medio sintético (p. 211). Una vez creada la voz pronominal, el hablante habría adquirido pronto conciencia del amplio abanico de posibilidades que se le abrían – precisamente por la aludida síntesis de actividad y pasividad, valor de lengua – para la actualización en el discurso de efectos de sentido muy variados.

Y entre ellos, naturalmente, el pasivo, sin duda el que plantea mayores problemas y para cuya aparición y desarrollo se han ofrecido diferentes explicaciones. El autor discute e impugna las de sus antecesores (Hatcher, Wistrand, etc.), siempre apoyado en la idea del sentido pasivo como posibilidad implícita en el sistema. La cuestión se resuelve así dentro del giro pronominal mismo, sin necesidad de recurrir a la intervención de otros factores para explicar el paso. (En otro lugar, p. 123, observa con razón que un lingüista no puede asombrarse de ver el medio empleado para expresar la pasividad: en griego, v.gr., la mayor parte de las formas son comunes a las dos voces, y las especializadas en el sentido pasivo aparecieron tardíamente.)

En cuanto a la competencia entre el giro pronominal y la forma perifrásica – factor sin duda coadyuvante a la extensión de la pasiva pronominal – advierte (p. 618) que no se limita al dominio de lo pasivo. La llamada perifrasis pasiva no distinguía en francés antiguo entre lo pasivo y la expresión del estado, y también en este último caso había competencia: en numerosas frases, *être + participio* y *soi + infinitivo* se emplean con sentidos tan próximos que pueden alternar. Y desde el instante en que la perifrasis con verbo *être* y el giro pronominal pueden oponerse así al transitivo correspondiente (ofrece ejemplos con *contenir / soi contenir / estre contenu, faire / soi faire / estre fait*, etc.) entran en un sistema de oposición que los gramáticos llaman activo / pasivo³. Y la diferencia esencial entre el giro pronominal y la perifrasis *être + participio* es que ésta denota una línea de tensión

³ También para el español está claro que el proceso fue favorecido por la variedad de valores de la forma *ser + participio* en la lengua medieval (cf. F. MONGE, *Las frases pronominales de sentido impersonal en español*, *Archivo de Filología aragonesa* 7 (1955), 7–102, especialmente p. 57–61, donde se dan ejemplos de equivalencia de las construcciones pronominales y la perifrasis *ser + participio*). Es obvio, por lo demás, que, en la lengua antigua, las vacilaciones son más frecuentes que en la actualidad. En distintos campos y fenómenos existen formas diferentes con sentido idéntico o muy próximo, o bien la misma forma se utiliza para varias funciones sin que la lengua haya llegado a elegir definitivamente en cada caso. La evolución posterior consistirá precisamente en eso: elegir, diferenciar y, a veces, eliminar.

franqueada definitivamente, un proceso acabado, aquel un proceso en desarrollo, un límite de tensión continuamente alcanzado y nunca rebasado (p. 632; es preciso tener en cuenta que, en último término, para Stefanini la voz se liga al aspecto y que, desde este punto de vista, considera lo pasivo como aspecto acabado). Equivale, pues, con otras palabras – si bien, justo es decirlo, dentro de una teoría general coherente – a la afirmación ya enunciada por otros de que no se alcanza en la frase pronominal la pasividad completa.

La cuestión de cuándo se alcanzó la pasividad en las frases pronominales obtiene en el libro de Stefanini, como era esperable, respuesta diferente según se considere la virtualidad en el sistema o su actualización en el discurso. En latín vulgar, afirma (p. 700), aparece entre los siglos VI y VIII una forma bien definida en su estructura, un pronominal caracterizado por la síntesis aludida de actividad y pasividad que permite su empleo para todo proceso afiliable a cualquiera de las dos diátesis. Se trataría pues, de una virtualidad de la «voz pronominal» desde el momento mismo de su constitución hasta hoy, sin variación en el plano sistemático.

¿Cómo explicar entonces la ausencia de ejemplos seguros en el período latino e incluso en la fase románica primitiva (p. 603), su escasez en el siglo XII (p. 597), su empleo mucho más frecuente en época posterior? ¿Cómo explicar el indiscutible progreso del empleo pasivo si se admite una estructura idéntica a través de los siglos?

Si se ha llegado en francés a un nuevo «efecto de sentido» es porque, dice, a medida que se emplea en el discurso una forma, aumenta la probabilidad de que adquiera conciencia el hablante de la virtualidad inscrita en la estructura de dicha forma, de que capte las posibilidades que ofrece una estructura lingüística que no cambia (p. 646). Supone Stefanini que la significación pasiva de la forma fue «descubierta» muy pronto y que algunos estilistas pudieron entonces «escogerla», prefiriéndola al giro perifrástico *être* + participio (p. 643). La rareza de su empleo en la primera época se debería simplemente al peso de la tradición, obstáculo para un desarrollo más extenso (p. 642). Y afirma: «Du jour (et cela remonte très probablement à une époque antérieure au XII^e siècle) où l'on a pu dire: *le blé se vend, ce mot se dit, cet acte se fait*, le pronominal passif existe. Il est une possibilité qui s'offre à tous les sujets parlants, à tous les écrivains» (p. 644).

El progreso de la pasiva pronominal sería, pues, cuestión de estilo y no de lengua y está en función, incluso, del género literario. Llega a hablar (p. 646) de «manía» en el uso de la pasiva pronominal en el siglo XV, y atribuye su retroceso durante el XVI a los «abusos» (!) cometidos en el uso del giro. En definitiva, no se trata de un avance de la frase pronominal hacia un sentido cada vez más pasivo, hacia una construcción idéntica a la perífrasis con *être*, sino de una utilización de las diversas posibilidades del giro, según las necesidades de la expresión (p. 640). Y ello, precisamente, porque el sentido pasivo es una «virtualidad» existente siempre en la forma pronominal, y no un sentido nuevo, adquirido al final de larga evolución: la prueba es que todos los empleos del pronominal en francés – reflexivo, recíproco, «medio», pasivo – se presentan ya en los textos más antiguos⁴.

⁴ Desde este punto de vista, no tiene sentido la hipótesis de un préstamo del italiano apuntada por algunos estudiosos (p. 472 y 580–583). La obsesión del préstamo para explicar el valor pasivo en el giro pronominal se ha manifestado también por lo demás en relación con otras lenguas románicas. M. A. GRAUR, *Les verbes réfléchis en roumain*, *BL* 6 (1938), 42–89, explica los usos rumanos por el influjo de las vecinas lenguas eslavas. W. PREUSSLER, *Zum Reflexiv-Passiv im Spanischen*, *IF* 55 (1937), 35–40, postula un influjo árabe en los usos españoles y, para el italiano, cree ver el origen de estas construcciones en las regiones de sustrato etrusco y en el sur de Italia, colonizado por los griegos. En 1955 escribí: «Bajo todos los usos del *se* en español late un sustrato común significativo y la evolución, a partir del latín, la extensión progresiva a otros empleos, ha sido el

Dado que Stefanini se declara – con orgullo, diríamos – discípulo de Guillaume, no es de extrañar la consideración de unas virtualidades que se actualizan de modo variable – sincrónicamente y diacrónicamente – en los distintos efectos de sentido que aparecen en el discurso.

Es meritorio sin duda el intento de reducir a unidad, de encontrar una «llave» sistemática para la múltiple diversidad del habla. Mas aún, si, como aquí, se hace de modo inteligente. La diferencia con explicaciones anteriores consiste sobre todo en la base teórica de partida y, en este sentido, es sustancial. Se hace menor, sin embargo, si se advierte la conexión y, sobre todo, correspondencia que guarda con aquellas.

Cuando otros estudiosos han afirmado la aparición de un sentido pasivo en el giro pronominal se referían claramente a las actualizaciones, es decir, a lo que el hablante – y la lengua – hacen efectivo en cada momento. El concepto de «evolución» se aplicaba, pues, a los testimonios ofrecidos por el discurso en épocas sucesivas. No es siempre seguro que la consideración de las actualizaciones en diferentes épocas como desarrollos de una virtualidad perenne, cambie mucho el conocimiento del problema. Sobre todo si, como ocurre con el giro pronominal, se ha llegado ya antes a postular un fondo común a los distintos empleos – ¡y precisamente el valor «medio» originario de la forma! – sin recurrir a los factores externos que reclaman otras hipótesis⁵.

No se quiere con esto restar valor al trabajo de Stefanini. Su novedad estriba en la aplicación de la sugestiva formulación citada de Guillaume – la voz media como voz de síntesis que encierra en sí lo activo y lo pasivo – a todo el ámbito de la frase pronominal en las diferentes épocas. Lo que más se echaba en falta en los estudios anteriores era, justamente, la falta de una suficiente preocupación sistemática. Y este defecto queda ampliamente satisfecho en el presente libro.

En ocasiones se diría que con exceso. El interés por explicar todo a partir de la misma idea, del mismo valor en «lengua», le lleva a minimizar factores que han tenido importancia en la historia del giro, o a desdeñar diferencias que han influido en su desarrollo.

Tal nos parece que ocurre, por ejemplo, al ocuparse de la construcción *se* + auxiliar modal + infinitivo. Reconoce a S. Kärde (Kärde y no Kärne, como aparece citado casi siempre) el mérito de «mettre en lumière (hay que entender: para el español) ... le rôle qu'ont joué dans la genèse de ce tour (el pronominal pasivo) les constructions formées d'un auxiliaire de mode et d'un infinitif» (p. 616). Pero le reprocha haber impuesto a los hechos

desarrollo coherente y armónico de posibilidades que ya existían» (MONGE, *op.cit.*, p. 7). Y más adelante: «Parece en todo caso aventurado ..., buscar influencias externas distintas para cada lengua cuando una evolución lógica ... y la presencia de resultados semejantes en un área continua son suficientes para explicar los resultados románicos» (p. 92–93).

⁵ Por otra parte, la postulación de que la «voz pronominal», desde su tan temprana afirmada constitución, no haya sufrido variación en el sistema, provoca graves recelos en el lector. Las grandes diferencias entre las actualizaciones de las distintas épocas ¿no serán reflejo de variaciones sistemáticas? ¿Se trata de veras solamente de variaciones de grado (en la actualización) y no de cualidad? La duda aumenta si se compara la situación en francés con la de otras lenguas románicas. En español, v.gr., son muy frecuentes las frases con sentido activo impersonal (tipos *se mataba a los cristianos* y *se vive*). Tales desarrollos comienzan a manifestarse con profusión en los siglos XV y XVI y, como he advertido en mi trabajo citado (p. 62–65), no se originan a partir de las frases con sentido pasivo, sino que constituyen posibilidades implícitas en el giro pronominal. La situación es en francés muy diferente. Y ello, sin duda, por haberse convertido *on* en el instrumento más importante para la expresión de la impersonalidad. Podemos preguntarnos con derecho si esta diferencia es diferencia de «lengua» y no sólo de discurso, más aún, si la posición sistemática de la frase pronominal es la misma en francés y en español. En caso de no serlo – y así nos lo parece – sería forzoso admitir que se había producido una variación sistemática en uno de los dos idiomas.

un esquema histórico, siendo así, dice, que la pasiva pronominal se ha empleado desde muy antiguo, lo mismo para acontecimientos definidos, localizados, que para la expresión de una posibilidad. Y en definitiva le parece que fracasa la teoría de Kärde «dans la mesure, où, comme les précédentes, elle prétend trouver cette valeur dans certains emplois arbitrairement choisis, même s'ils sont les plus nombreux» (p. 618).

Es evidente que existen en la lengua antigua ejemplos de sentido pasivo con un verbo en forma personal y no solamente con infinitivo. Lo es también sin embargo que, como admite el mismo Stefanini, tal sentido se documenta en dicha época con una frecuencia incomparablemente mayor en la construcción auxiliar modal + infinitivo (se afirma además, p. 612, la facilidad con que el infinitivo toma este sentido «dans cette tournure comme dans d'autres»).

No se trata, pues, aquí de «certains emplois arbitrairement choisis», sino del grupo más compacto y numeroso en el período durante el cual se nos manifiesta por primera vez en el discurso la pasiva pronominal. Es presumible – y no contradice ello en modo alguno la teoría del autor – que la construcción *auxiliar modal + infinitivo* haya contribuido de manera muy eficaz al desarrollo y extensión del sentido pasivo. Y su mayor frecuencia en la lengua antigua puede ser indicio de que fuera el puente – al tiempo que la primera manifestación del valor pasivo – para la extensión del nuevo sentido a acciones de tipo más concreto y momentáneo. (La existencia en la misma época de ejemplos con el verbo en forma personal no es objeción de peso, ya que la actualización del valor pasivo en el discurso debió ser bastante anterior a los primeros documentos escritos de que disponemos.)

Es también discutible la posición de Stefanini cuando afirma (p. 639) que, para la aparición del sentido pasivo, no se justifica una distinción entre nombres de seres animados y nombres de objetos en las frases pronominales. La personificación y su desaparición son para él una causa posible entre otras, no del nacimiento de la significación pasiva, sino de la toma de conciencia por el locutor de tal posibilidad⁶. Aduce como prueba la presencia de cons-

⁶ Para Wistrand – a cuya tesis se opone aquí Stefanini – el reflexivo imprime una cierta animación o personificación al sujeto de cosa. Y señala como hecho fundamental, que tal construcción es escasa en la latinidad temprana y muy frecuente en la tardía. Poco a poco, a medida que se extiende, pierde la fuerza y la plasticidad que tenía en su nacimiento, pierde sobre todo su carácter personificador y se convierte, como en románico, en un instrumento de la *Intransitivbildung*. Estaríamos pues, aunque Wistrand no utilice este concepto, ante un proceso de gramaticalización, en cuyo final se encontraría el sentido pasivo. A esta hipótesis se opuso ya Kärde (en su trabajo citado sobre el español) negando que el sentido pasivo haya podido tener su origen en el intransitivo por simple evolución. En opinión suya, la única explicación posible del nacimiento de las formas reflejo-pasivas es que la forma pronominal, además del valor intransitivo del verbo sin *se*, puede expresar también otro matiz que permite llegar al sentido pasivo. Entre las dos posibilidades extremas (sujeto gramatical = agente y sujeto gramatical = objeto lógico), hay toda una serie de matices intermedios expresos (con los verbos *hacer*, *dejar*, etc.) o sobreentendidos. Y esta libertad de dejar sobreentendidos los matices intermedios, explica la aparición de frases del tipo *la casa se vende*.

Stefanini sostiene en cambio que, en su origen, la pasiva pronominal sirvió para indicar que el proceso padecido no estaba acabado (de acuerdo con la diferencia, señalada más arriba, entre la perifrasis *être* + participio y el giro pronominal: proceso acabado frente a proceso en desarrollo). Y piensa que el verbo que ofrecía más posibilidades en este empleo para designar la acción que está padeciendo el sujeto y que expresa una actividad humana fundamental era *se faire*. Observa que, ya desde el latín vulgar, se empleó para procesos desarrollados en el interior del sujeto, para algo que se crea más o menos espontáneamente y señala cómo en este caso era fácil el paso del sentido medio al pasivo. El empleo pasivo de *soi faire* lo encuentra atestiguado al menos desde el siglo XIII y «dès que l'on peut dresser des listes d'exemples assez longues pour permettre des statistiques, on voit notre verbe fournir la grande majorité d'entre eux» (p. 636).

trucciones con sujeto de persona en la época más temprana: es el caso, incluso, del primer ejemplo conocido «pour lequel on puisse raisonnablement penser à un sens passif: *no's coist a pour sujet Eulalie*»⁷.

El problema se liga estrechamente a la idea que se tenga del valor medio y su relación con el pasivo. Para quienes sigan la concepción tradicional de la voz media (el sujeto está especialmente interesado en la acción), o adopten el criterio de la participación del sujeto, se necesita evidentemente la desaparición del sentido medio antes de alcanzar el pasivo. Para Stefanini, en cambio, por ser la media voz de síntesis que encierra en sí lo activo y lo pasivo, se alcanza la pasividad cuando la atención se centra en el lado «sufrido» del proceso, cuando de los dos valores que componen la forma, el uno tiende a cero y el otro a su máximo (p. 629).

Pero no hay, en realidad, contradicción entre ambas posiciones⁸. Si unos hablan de la necesaria desaparición del valor medio, para Stefanini, si interpretamos bien su pensamiento, debe desaparecer la síntesis aludida que se postula como definitoria (¡uno de los dos valores tiende a cero y el otro a su máximo!) para alcanzar la pasividad.

Y en cualquier caso – interés o síntesis de actividad y pasividad – la persistencia del valor medio, en otras palabras, la resistencia a orientarse hacia una pasividad clara, hacia la supresión de todo componente de actividad, ha de ser lógicamente mayor en las frases con sujeto de persona. Si es preciso, para el valor pasivo, que el sujeto no pueda ser imaginado como actuante o participante en la acción del verbo, está claro que este hecho puede darse con mucha mayor facilidad si el sujeto es inanimado que si es animado. El que existan ejemplos con sujeto de persona y valor pasivo en los más antiguos textos franceses no contradice la razonable hipótesis de que el valor pasivo haya hecho su aparición (no me refiero ahora a las «virtualidades», sino a las actualizaciones) en las frases con sujeto inanimado y se haya desarrollado y extendido a partir de ellas⁹.

⁷ P. 608. La argumentación con los ejemplos que aduce como pasivos (p. 608–609) de *soi apeler* y *soi nomer* en la lengua antigua, es también discutible. Brown («The Passive Reflexive as applied to Persons in the Primera Crónica General», PMLA, XLV, 1930, p. 454–467), para el español antiguo, concede a muchos giros reflejos (con *llamarse* y, lo mismo, con *batearse*, *circuncidarse*, *coronarse*) sentido pasivo al verlos equiparados a una construcción pasiva en la forma. Pero ocurre, por el contrario, que es el sintagma de pasiva perifrásistica, en español como en francés antiguos, el que, con la típica indeterminación de funciones de la etapa primitiva del idioma, no se limita a expresar el valor puramente pasivo, sino que tiene en aquella lengua todavía vacilante una esfera mucho más amplia. De todos modos, el mismo Stefanini es en otro lugar menos concluyente: «Sans doute, ensuite, *soi apeler* a-t-il fini par devenir un simple substitut d'*estre apele(z)*. Mais la forme pronomiale permet d'indiquer la parcelle infinitésimale d'activité, qui demeure dans le procès: on reçoit son nom par héritage ou par baptême, mais on le porte, on le dit soi-même, on l'enseigne aux autres» (p. 633).

⁸ Stefanini lo señala en otro lugar: «Pareille conception (la posibilidad de que, por ser simultáneamente activo y pasivo, subraye el pronominal, según el contexto, uno u otro valor) ne contredit pas, d'ailleurs, la définition traditionnelle du moyen. Elle l'explique, en l'unissant étroitement aux autres effets de sens. Dire que le sujet participe étroitement à son action, n'est-ce pas constater qu'il en bénéficie en l'accomplissant, qu'il en est le patient en même temps que l'agent?» (p. 386). Piensa, sin embargo, que la concepción tradicional del valor medio, no establece una verdadera unidad entre los diversos empleos cuya relación se pretende en la medida en que lo consigue la tesis de Guillaume (cf., en p. 391–397, el apartado «Critique de la notion de participation du sujet»).

⁹ No sabemos, en definitiva, cuándo apareció el valor pasivo si bien, como advertía antes, es obligado suponer una actualización bastante anterior a los primeros documentos de que disponemos. Sería en cambio ilustrativo mostrar si, en la primera época del idioma, se aplicó con más frecuencia

Las observaciones precedentes son sólo una parte de las muchas que sugiere el trabajo – tan denso y rico en implicaciones – que comentamos. Y no significan en modo alguno desestima. Todo lo más, confirman de nuevo lo ya sabido, que en ciencia cada aportación, por importante que sea, se apoya en las precedentes, y que las novedades son a menudo relativas.

El libro de Stefanini constituye una contribución decisiva al problema que le ocupa. Como decíamos al principio, la más importante, con mucho, de las dedicadas al tema. Es un estudio sólido, inteligente y que, además, ofrece la cualidad de inscribir toda su argumentación en un marco unitario, sin dejar cabos sueltos. Podrían citarse otros méritos. Baste con decir que es excelente.

Félix Monge

★

EDDY ROULET, *Syntaxe de la proposition nucléaire en français parlé. Etude tagmémique et transformationnelle*, Bruxelles (AIMAV) 1969, 187 p.

RAYMOND LAMÉRAND, *Syntaxe transformationnelle des propositions hypothétiques du français parlé*, Bruxelles (AIMAV) 1970, 157 p.

Il faut un certain courage pour se lancer résolument, comme le font ces deux auteurs, dans des théories discutées et même combattues. Il faut souligner que ce n'est pas par amour des théories que Roulet a entrepris son travail, mais en réfléchissant sur des problèmes que pose la composition de bandes de syntaxe française.

Le point de départ est donc pratique. L'aboutissement débouche-t-il sur la pratique aussi ? Dans sa conclusion, Roulet n'en est plus tout à fait sûr. En effet, la nouvelle version de Chomsky est si abstraite qu'on ne saurait appliquer les transformations directement à l'élaboration d'exercices structuraux (p. 167).

Après avoir constaté que les grammaires traditionnelles préparent mal à l'analyse grammaticale de la matière à enseigner et qu'il n'existe aucune description syntaxique du français parlé, Roulet énumère divers types de grammaires «structurales» et s'arrête finalement à la grammaire tagmémique de Pike et à la grammaire générative transformationnelle de Chomsky.

A part Sapir, dont le livre a été mal traduit en français, aucun grand linguiste américain n'a été, jusqu'à une date très récente, directement accessible aux lecteurs français. La traduction française du *Language* de Bloomfield est parue plus de trente-cinq ans après l'édition originale, ce qui est révélateur. Malgré l'immense tâche entreprise voici une demi-douzaine d'années, il reste encore bien des théories à présenter. Personne, avant Roulet, n'avait examiné par exemple la théorie de Pike et, au moment où notre auteur élaborait son livre, il n'existant aucun exposé, en langue française, des idées de Chomsky. Il faut donc souligner l'effort d'originalité et l'initiative de Roulet.

a cosas o a personas. Para el español antiguo, no hay duda de que se aplicó con mucha más frecuencia a cosas; pero claro que, de todos modos, al emplearse el giro pronominal con valor pasivo, nada había en contra de que se utilizase también con sujeto de persona. Hay que señalar, además, que la importancia de la distinción animado-inanimado es aún mayor en español, ya que uno u otro carácter determina construcciones posteriores diferentes. Mientras *se celebraron fiestas* conserva su esquema inalterado, *se mataban los cristianos* desaparece para ser sustituido por *se mataba a los cristianos* (con la preposición *a* y supresión de la concordancia entre los miembros verbal y nominal) *y se les mataba*.

Il n'est pas dans notre intention d'exposer à notre tour la tagmémique. On se reportera au premier ouvrage dont il est question ici. Mais nous voudrions remarquer combien il est difficile de parler, en relativement peu de place (33 pages), d'une théorie qui connaît des développements assez étendus. L'auteur n'a certainement pas visé à l'exhaustivité. D'ailleurs, il estime que les opérations tagmémiques restent très inférieures aux règles utilisées par la grammaire générative transformationnelle et il insiste sur le fait que la méthode tagmémique n'a qu'une valeur heuristique préliminaire. Mais il eût été bon, à notre avis, que l'auteur montrât mieux à quels courants l'analyse de Pike se rattache. Les allusions à Bloomfield et à sa théorie des constituants immédiats nous ont paru trop discrètes. Pour le reste, l'exposé est bien fait et très clair. L'auteur reprend à son compte trois critiques fondamentales qui ont été adressées à Pike. La plus importante touche à l'imprécision de la notion de *fonction* dans la grammaire tagmémique, comme dans toutes les grammaires traditionnelles. Il est évident, aujourd'hui, que l'on a généralement confondu fonction et catégorie grammaticales (p. 105), le terme de *verbe* représentant à la fois l'une et l'autre. Nous ne cacherons pas qu'il nous a plu de voir l'auteur proposer une définition nouvelle de la fonction grammaticale (p. 56, 105–106) en utilisant notamment les parties de ce que Chomsky appelle *l'indicateur syntagmatique*. Il y a là incontestablement un essai de formalisation qu'il faut saluer.

Dans une partie pratique, Roulet applique à un corpus extrait de *Voix et Images de France I* l'analyse tagmémique. Allant du plus simple au plus complexe, l'auteur aboutit finalement à soixante types de phrases nucléaires. La méthode employée permet, entre autres choses, de limiter la prolifération des types de compléments; cependant, il nous a paru qu'elle n'était pas très claire en ce qui concerne les verbes dits essentiellement pronominaux (voir l'exemple p. 60: *vous vous moquez de moi* que nous aurions analysé plutôt $C_1 (C_2?) N_{1(2)} C_3$ que $C_1 N_{12} C_2$ comme le fait Roulet). Nous avons aussi trouvé particulièrement judicieux que l'auteur ait rendu à *voici* et à *voilà* leur fonction verbale. Roulet établit ensuite un classement des verbes selon leurs fonctions (p. 68). C'est inattendu, mais nous sommes persuadés que si l'on enseignait le français aux étrangers sur cette base, l'effet pourrait être très positif. L'analyse tagmémique n'est malheureusement pas assez complète pour engendrer systématiquement toutes les propositions nucléaires françaises. C'est bien dommage, car, malgré ses lacunes, elles nous paraît séduisante et surtout beaucoup plus accessible à l'enseignant que la grammaire de Chomsky.

La seconde partie du livre est consacrée à une présentation historique et «synchronique» de la théorie générative transformationnelle, puis à un essai de grammaire française. L'intérêt de la présentation réside dans le fait que l'auteur ne se limite pas, à l'instar de la plupart des commentateurs, à Chomsky première manière, mais qu'il tient compte des importantes rectifications apportées en 1965 dans *Aspects of the Theory of Syntax*. Dans ce domaine, le public français possède, depuis peu, une bonne introduction due à la plume de N. Ruwet.

L'analyse du français que fait Roulet se distingue de celle faite par Langacker. Roulet commence son étude de la phrase en s'appuyant sur quatre règles syntagmatiques où chaque constituant est représenté par un symbole. Bien qu'une table traduise, en fin d'ouvrage, le sens de ces symboles, ils ont quelque chose d'assommant pour le lecteur qui ne s'y retrouve pas toujours au premier coup d'œil. Certains symboles ont par ailleurs deux acceptations différentes. Les règles paraissent ainsi bien obscures, même à l'initié! Roulet introduit aussi l'embranchement NOYAU dans l'analyse syntagmatique, ce qui n'avait pas été fait avant lui. Il arrive ainsi à une définition formelle de la proposition nucléaire plus précise que la définition tagmémique (p. 136–137). Il présente enfin, avec bon nombre d'exemples, les dix-huit règles de transformation qu'il a mises au point.

L'auteur ne cache pas sa préférence pour la démarche transformationnelle. C'est aussi dans ce domaine que son exposé est le plus original et le plus alerte. Dans sa présentation de l'analyse tagmémique, il est resté constamment en deçà de Pike ou de Longacre. En revanche, dans la seconde partie de l'étude, il dépasse ses modèles, les critique et propose une analyse personnelle nouvelle. C'est, avec la grande clarté du style, la vertu majeure de cet ouvrage si dense.

On sait que le transformationnalisme a été attaqué parce qu'il débouchait sur des conclusions parfois bien rétrogrades. C'est ainsi que Herdan ne lui reconnaissait qu'une valeur heuristique pour l'enseignement de la grammaire. Quant à la méthode, elle n'était qu'une *Verschlimmbesserung* de la bonne vieille méthode Toussaint-Langenscheit (*Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 21 [1968], 223–231). La phonologie générative arrive également à des formulations inspirées davantage par la graphie, nous semble-t-il, que par la phonie proprement dite (elle prend d'ailleurs exemple sur les interprétations de Harris, *Structural Linguistics*, p. 90ss. et 125ss.). Bien qu'elle tienne compte des découvertes du structuralisme (Roulet le souligne dans sa conclusion: la méthode de Pike, malgré ses lacunes, est une bonne approche des structures grammaticales; tagmémique et transformationnalisme se complètent heureusement, p. 166), la théorie de Chomsky reste très proche des grammaires traditionnelles. Or, ce coup d'œil vers le passé pourrait inciter certains chercheurs à s'engager dans une voie régressive. A cet égard, on relira avec des sentiments mêlés la p. 130 de l'ouvrage de Roulet où il est question de l'identité foncière des structures profondes des langues, celles-ci ne différant entre elles que par la structure superficielle. Ne revient-on pas, à travers de telles formulations, vers une conception biblique de l'origine des langues et de leur identité originelle ?

Le transformationnalisme n'est accessible qu'au chercheur qui a de bonnes bases en matière de logique formelle. C'est peu souvent le cas chez nous et c'est bien regrettable. Cela ne fait que rehausser les mérites de Roulet.

Le second volume a été préparé, comme le précédent, sous la direction de G. Redard. Il constitue la thèse de Lamérand, jeune chercheur australien, malgré son nom à consonance française. Elaboré parallèlement à l'ouvrage précédent, il lui fait suite, en reprenant les conclusions de Roulet.

En fait, l'autonomie de l'étude de Lamérand reste à démontrer, tant il est vrai que nous défions le lecteur de suivre les raisonnements de Lamérand s'il n'a pas lu, au préalable, la *Syntaxe* de Roulet, voire d'autres ouvrages. Lamérand a notamment repris toute la symbolique de Roulet et la reproduit sans explications, ni même la citer dans sa table des sigles. Une seconde édition devrait combler ces lacunes.

Il y a pourtant de notables différences entre les ouvrages de Roulet et de Lamérand. Comme on l'a vu, celui de Roulet se concentre sur la proposition nucléaire. L'analyse des compléments circonstanciels y est mise entre parenthèses; celle des propositions subordonnées n'est pas esquissée et Roulet précise que ce sera le sujet d'autres études. La *syntaxe* de Lamérand apparaît ainsi comme le premier complément à la thèse de Roulet.

Bien qu'ils aient travaillé sous la direction du même professeur, Roulet et Lamérand sont deux linguistes dont l'orientation et la formation sont différentes. Roulet émane d'une école européenne, classique, alors que Lamérand est fortement nourri de «structuralisme» à l'américaine. Alors que le transformationnalisme réintroduit le contrôle subjectif, on n'est pas peu étonné de constater que Lamérand tient, autant que faire se peut, le sens à l'écart; il le fait davantage, il est vrai, à l'instar d'un Bloomfield que d'un Harris. Cela ne lui réussit d'ailleurs pas toujours. Force lui est d'admettre qu'il y a des cas où le recours au sens s'impose (voir le cas de *quand*, p. 33). La cohésion de son travail s'en ressent.

Les règles établies par Roulet ont la prétention d'engendrer tous les exemples fournis par le corpus. Celles que Lamérand nous présente n'y parviennent pas. On pourrait l'en excuser arguant du fait que les lois linguistiques s'opposent aux lois des néo-grammairiens en ce qu'elles ne sont pas des règles sans exceptions, mais plutôt des principes de régularité. Mais la raison de cet état de choses est à rechercher ailleurs.

Le corpus de Roulet est constitué par un extrait de *VIF I*, celui de Lamérand par le *français fondamental*. *VIF* est composé d'un ensemble de phrases évoquant le français parlé, certes, mais un français soigné; les phrases sont élaborées et restent dans un cadre parfaitement admissible pour un puriste. En revanche, les extraits du *français fondamental* proviennent d'enregistrements pris sur le vif et transcrits tels quels. Les fautes de français voisinent avec les hésitations, les redites, les ellipses ou les auto-corrections. L'auteur en est conscient: il précise que si l'on mettait certaines phrases – qu'il écarte d'ailleurs – sous les yeux de leurs énonciateurs, ces derniers ne manqueraient pas de les rejeter. Les deux états de langue – français parlé et français «soigné» – sont en outre si différents l'un de l'autre que l'on reste souvent étonné devant les formulations de la langue dite parlée.

C'est pour avoir voulu s'appuyer trop fortement sur la *parole*, comme le réclame Chomsky, que Lamérand échoue dans sa démonstration. Car la parole, prise au moment de son élaboration, ne saurait illustrer la *langue*. Les nombreuses hésitations des locuteurs démontrent que ceux-ci s'expriment parfois avant d'avoir analysé ce qu'ils veulent exprimer (à ce moment, le codage d'un message non encore défini n'a aucun sens), ou bien qu'on assiste aux difficiles choix au niveau de la première articulation. Les phrases 5, 7 et particulièrement la phrase 8 sont de bons exemples de cette parturition de l'expression. Nous refusons de considérer ces énoncés comme appartenant à la langue française, ce qui revient à reposer la définition du français parlé: ils ne constituent rien de plus qu'un résidu de la performance. Ils n'ont rien à voir avec la compétence, car ils sont rejettés par leurs auteurs et ils ne seront probablement jamais plus émis. Ils correspondent, sur le plan phonique, à des sons mal prononcés; et de même que l'on ne saurait bâtir une phonologie sur de telles données, une syntaxe fondée sur des lapsus ou des hésitations est impensable, parce qu'on n'a pas encore atteint le stade de l'élaboration définitive du message. C'est pour avoir traité avec des données non ou mal structurées que l'auteur aboutit à des règles transformationnelles qui ne peuvent pas générer tout le corpus. L'échec du transformationnalisme n'est donc pas fondamental. En réalité, aucune théorie n'est en mesure de dégager des structures là où il n'y en a pas.

En revanche, les règles de Lamérand ne rendent pas compte de phrases très françaises, telle la phrase 25, tirée d'un discours du général de Gaulle. Cela indique que certaines variantes stylistiques échappent encore aux chercheurs.

Les lignes qui précèdent montrent ainsi que si l'étude de Lamérand dérive de celle de Roulet, elle ne s'en distingue pas moins notablement. Il est temps d'en parler plus en détail.

Près des deux tiers du livre sont consacrés à une analyse fort poussée, mais parfois superflue, des diverses manières d'exprimer une hypothèse. S'il était utile de recenser tous les moyens d'expression, il l'était moins, par exemple, de tomber dans les lieux communs. Tout le monde sait que *si* n'est pas toujours hypothétique. On aurait pu éviter, de même, de discuter (p. 46) le cas de conditionnels équivalant, en français, à des futurs dans le passé (exemple: Paul savait qu'Hélène ne l'épouserait pas). Mais l'auteur a été certainement poussé par le désir d'être exhaustif, de ne rien laisser échapper.

La démonstration est correctement conduite; elle a le mérite d'être critique envers les auteurs cités (Roulet compris). Quelques passages souffrent cependant d'un certain manque d'élévation, tel le chapitre sur l'ambiguité syntaxique (p. 61–70). Plutôt que de reproduire

les exemples anglais de Chomsky, Lamérand aurait eu avantage, à notre avis, à fonder sa démonstration sur des exemples français comme *il trouve ce livre intéressant, il a acheté cet objet très cher* ou sur celui de l'affichette d'un journal genevois titrant: *7 millions de tableaux volés au Vatican*, où il fallait entendre que les sept millions représentent la *valeur* et non le *nombre* des tableaux volés.

Lamérand est plus à l'aise dans l'exposé des règles transformationnelles. Il en ajoute six à l'inventaire de Roulet pour ce qui est des transformations obligatoires et cinq pour les transformations facultatives. L'intérêt de ces dernières est principalement d'ordre stylistique (p. 114).

Sans vouloir verser dans la pédanterie, nous devons toutefois regretter un certain manque de soin dans la présentation. On sait qu'il est bien difficile de signer un texte vierge de fautes d'impression, surtout si le texte est compliqué (et Dieu sait si celui-ci l'est!). Néanmoins, il reste trop d'erreurs, interversions de lettres, mauvaises coupures, fautes d'orthographe ou d'accord (cf. p. 9, 10, 16, 19, 20, 38, etc.). Ailleurs, ce sont des mots entiers qui ont sauté (p. 11 par exemple). La table des matières ne renvoie pas toujours à la bonne page. Enfin, bien qu'il soit constamment question de grammaire taxinomique, le chapitre 2 est consacré à la syntaxe taxonomique et c'est ainsi que sont imprimés tous les rappels au haut de chaque page de gauche de ce chapitre.

Nos réserves concernant le fond et les quelques remarques de forme ne doivent cependant pas cacher les mérites de ce travail qui fera date. Certes, il n'a pas l'originalité fondamentale de celui de Roulet, mais il le continue, d'une manière personnelle et, parfois, déroutante. Il constitue, sans nul doute, un apport nouveau dans l'analyse des hypothétiques. On nous annonce maintenant l'achèvement d'une thèse sur les relatives, dont l'auteur est Angelo Nottaris. On peut donc se réjouir de ce que le mouvement déclenché à Neuchâtel n'ait pas fini de porter ses fruits. La grammaire en sortira renouvelée et la linguistique complétée.

Jean-Pierre Métral

*

BERNARD DE VENTADOUR, troubadour du XII^e siècle, *Chansons d'amour*. Edition critique avec traduction, introduction, notes et glossaire par MOSHÉ LAZAR, Paris (Klincksieck) 1966, 311 p., 3 pl. (*Bibliothèque française et romane. Série B: Editions critiques de textes 5*).

N'enviez pas le sort des éditeurs de Bernard de Ventadour. Ou bien, ils doivent dépasser Appel, et c'était là le propos de M. Lazar, si je comprends bien ce qu'il dit du «projet de donner des chansons de Bernard de Ventadour l'édition française si longuement attendue» (p. 7). Ou bien, ils peuvent se tenir à l'ombre d'Appel, et c'est ce que M. Lazar a fait pour finir: «Nous avons repris le texte critique d'Appel [et son glossaire, et pas mal d'autres choses, aurait-il pu ajouter], sans le suivre mécaniquement ...» (p. 7). Aussi n'est-il pas facile de rendre compte équitablement de l'ouvrage que nous avons sous les yeux. Grâce à M. Lazar, les lecteurs de langue française, non philologues ou philologues peu exigeants, disposent, au moment où l'*editio maior* est épuisée, d'une adaptation commode de l'œuvre d'Appel, mise à jour, donnant un texte correct et lisible, accompagné d'une traduction souvent heureuse, et munie d'une annotation où les problèmes d'ordre littéraire sont abordés plus systématiquement que chez les prédecesseurs de M. Lazar, et où se révèle un bon connaisseur de la poésie des troubadours, de la *fin'amors* en particulier. Mais dire cela, ce n'est pas rendre justice à l'auteur. Il annonce une édition «critique», et il mérite qu'on aille y voir de plus près. A ce moment, les réserves se multiplient au point qu'on

est en droit de se demander si l'on n'est pas en train de se battre contre un fantôme d'édition critique, et si le compte rendu élogieux en six lignes n'était pas plus adapté à son objet.

Prenons les problèmes au fur et à mesure qu'ils se présentent. Dans son *Introduction*, M. Lazar commence par caractériser l'art de Bernard et sa sincérité. Inutile de vouloir trancher, estime-t-il: «Les limites entre *le vécu dans la réalité* et *le vécu dans l'imagination* sont dans toute poésie (et dans toute âme sensible) si fugaces, si inextricablement mêlées, qu'il est difficile, impossible même, de les distinguer» (p. 11). La «constance de Bernard dans l'exaltation de la *fin'amors* fait de lui le troubadour le plus lyrique du xii^e siècle et l'un des plus grands poètes de l'amour de tous les temps» (p. 12). Ces deux citations sont typiques de la ferveur de M. Lazar à l'égard de son auteur. Nous la retrouverons dans les commentaires qui précèdent les notes relatives à chaque chanson.

Biographie poétique et réalité historique. M. Lazar (p. 13–17) ne se fait pas faute de railler les efforts de ses prédécesseurs: «La méthode naïve des biographes médiévaux dans la composition des *Vidas* n'est pas un modèle à suivre. Nous possédons une quarantaine de chansons de Bernard de Ventadour, composées dans la seconde moitié du xii^e siècle et conservées dans un grand nombre de manuscrits. Dix-huit chansons nous ont été transmises avec leurs mélodies. C'est tout ce que nous savons avec certitude. Cette œuvre n'est pas un «journal intime» dont on pourrait se servir pour fabriquer une biographie. Elle ne contient pas «trois romans d'amour» ni la préparation d'une âme pour entrer en religion. Toutes ces chansons forment un seul cycle harmonieux et parfait: *le cycle de la fin'amors*» (p. 17). Il n'est pas difficile de tourner en ridicule M. André Berry, et M. Lazar ne s'en est pas privé, ni dans son introduction, ni dans les notes, où les contresens de l'édition Berry sont mis en valeur (de même que ceux que l'on trouve, incontestables, dans l'édition Nichols). Mais le fait de renoncer à toute discussion critique de l'œuvre en tant que témoignage sur la vie de l'auteur est une solution facile. Et, à ce taux, qu'est-ce qui permet à M. Lazar d'affirmer que Bernard a composé son œuvre dans la seconde moitié du xii^e siècle? Cette affirmation, aux yeux d'un nouveau Lazar, pourrait paraître aussi naïve qu'audacieuse.

Trêve de plaisanteries. Les chapitres sur les *Thèmes et motifs amoureux* (p. 17–23) et les *Comparaisons, métaphores, images poétiques* (p. 23–27) fournissent des matériaux utiles à qui voudra étudier le style de Bernard. *Formes et technique poétique* (p. 28–43) résume les travaux d'István Frank en y ajoutant un rimaire commode et de brèves remarques sur le rythme, l'allitération et l'enjambement. Suivent de brèves indications sur *Les mélodies des chansons* (p. 43–45). Leur manque de sérieux (et d'information) éclate quand on constate que les travaux les plus récents cités par M. Lazar sont ceux d'Ugo Sesini de 1940, et que ni Monterosso, *Musica e ritmica dei trovatori* (Milan 1956), ni Friedrich Gennrich, *Der musikalische Nachlass der Troubadours*, vol. I ss. (Darmstadt 1958ss.) ne sont cités. La liste des manuscrits contenant des chansons de Bernard en donne le sigle, la cote, et l'indication de l'édition diplomatique, quand il en existe une. Et c'est tout. Il faut bien dire que, pour un éditeur, M. Lazar témoigne d'un rare manque d'intérêt pour les problèmes théoriques de critique textuelle. Dans sa bibliographie ne figurent ni l'ouvrage de M. D'Arco Silvio Avalle, *La letteratura medievale in lingua d'oc nella sua tradizione manoscritta* (Turin 1961), ni l'important article de M. Jacques Monfrin, *Notes sur le chansonnier provençal C*, dans *Recueil de travaux offert à M. Clovis Brunel II* (Paris 1955), p. 292–312, qui aurait pu confirmer, dans l'esprit de M. Lazar, les doutes qu'Appel éprouvait à l'égard de ce manuscrit dont le grand mérite est de donner un texte «lisible». Ceci à titre d'exemple seulement. La *Bibliographie* (p. 49–51) est assurément choisie. Mais selon quels critères? Il serait vain de vouloir la compléter. Mais un article au moins aurait dû être cité, celui de M. Aurelio Roncaglia, «*Can la frej' aura venta*, dans *Cultura neolatina* 12 (1952), 255–264. J'y reviendrai

tout à l'heure. Titre cité par M. Lazar ne veut pas dire nécessairement livre ou article utilisé. *Leben und Lieder ...* de M. E. Lommatzsch est cité, mais on chercherait en vain, sous la rubrique «Editions», dans les notices consacrées, en fin de volume, à chaque chanson, les références qui devraient s'y trouver à cet ouvrage. Quant aux articles de Lewent et Schultz-Gora, cités comme il se doit, je ne crois pas me tromper en affirmant que M. Lazar ne s'en est servi qu'au travers de l'édition Nichols, renonçant par là à de nombreuses suggestions qui auraient pu lui être utiles, tant pour établir son texte que pour le commenter. L'absence de la *Bibliographie der Troubadours* de Pillet-Carstens et de toute référence, dans le volume, à la numérotation classique des troubadours et de leurs chansons telle qu'elle figure dans cet ouvrage-clef, laisse rêveur.

Un chapitre, traditionnel dans les éditions critiques à l'ancienne mode, celui qui traite de la langue de l'auteur, n'existe pas dans l'édition Lazar.

L'introduction est agrémentée de trois reproductions, tirées toutes trois du chansonnier W.

L'établissement du texte appelle quelques remarques. Les chansons sont publiées dans un ordre subjectif (le cycle de la *fin'amors*, sans doute), et sans qu'il y ait de table de concordance avec l'édition Appel, sinon par le moyen de la rubrique «Editions», pour chaque chanson, en fin de volume, où la référence à Appel figure au milieu des autres références bibliographiques, ce qui n'est pas très commode. Le texte est présenté sans aucun appareil de variantes. En principe, c'est le texte d'Appel, et, si je me fie à quelques sondages, il est fidèlement reproduit. Dans 79 cas, l'établissement du texte est discuté dans une note. Discuté est trop dire: M. Lazar cite les opinions de ses prédécesseurs et motive brièvement son choix. Voici comment se répartissent ces 79 cas:

A quatre occasions, M. Lazar signale qu'il introduit dans le texte des errata qui figurent aux p. 400–401 d'Appel.

Dans 36 cas, le texte de l'édition Appel est maintenu.

Dans 5 cas, le texte de l'*editio minor* d'Appel a été préféré, et dans 9 cas, M. Lazar a incorporé à son texte une correction qu'Appel proposait dans une note. On peut donc dire que, sur 79 passages discutés, 54 se retrouvent, dans l'édition Lazar, sous une forme qui remonte à Appel.

Restent 25 passages. Dans dix d'entre eux, M. Lazar a suivi l'un ou l'autre des éditeurs qui l'ont précédé et qui avaient jugé bon de ne pas s'en tenir au texte d'Appel (dans un cas, avec une légère modification incorporant à la correction proposée par autrui une conjecture personnelle).

Nous arrivons ainsi à l'apport personnel de M. Lazar, les quinze corrections au texte d'Appel dont il revendique la paternité.

Deux sont de simples corrections de graphie (18, v. 29; 26, v. 1. Les références sont à l'édition Lazar: Numéro de la chanson et vers).

Deux autres ramènent un vers trop court au compte juste des syllabes, en reprenant la leçon d'un manuscrit (12, v. 6; 30, v. 35).

Deux reviennent au texte des manuscrits là où Appel, sans nécessité peut-être, avait préféré une conjecture (38, v. 80; 43, v. 10).

Dans trois cas, M. Lazar, sans nécessité, s'éloigne d'Appel en contaminant deux familles de manuscrits (4, v. 8; 27, v. 31 et 33).

Dans trois cas, en suivant les ms. V (7, v. 25 et 48) et C (36, v. 57–58), M. Lazar a obtenu un texte donnant un sens satisfaisant, mais qu'Appel avait refusé parce qu'il y voyait des conjectures de scribes placées en face d'un texte corrompu, et que, dans ces passages, il voyait une *lectio facilior*.

Une conjecture, possible, mais pas indispensable, dans le cas d'une chanson transmise par un seul manuscrit (37, v. 42).

Restent deux cas (21, v. 6, où Appel a probablement choisi la *lectio difficilior*, et 33, v. 5, où le choix de M. Lazar est ingénieux, mais mériterait d'être mieux étayé) où, devant un problème difficile, M. Lazar a choisi un parti parfaitement soutenable, sinon entièrement convaincant.

Il faut ajouter à cette liste les modifications apportées à la ponctuation. Elles ne sont pas, sauf exceptions, signalées dans les notes, et à juste titre, car elles ne touchent au sens que dans un cas (17, v. 36, signalé dans une note). Appel ponctuait à l'allemande, M. Lazar ponctue à la française (à ce propos, 19, v. 25, la note 7 est bien inutile). Pour ce qui est de l'ordre des strophes, M. Lazar a fait preuve d'indépendance à l'égard d'Appel, ce qui se défend.

Si, comme le dit M. Lazar, toutes les variantes des manuscrits ont été revues pour établir le texte provençal (p. 7), le résultat n'est pas très neuf. Et ce n'est pas sur ce point que je critiquerai M. Lazar. C'est plutôt sur un point de méthode: il semble qu'il choisit une leçon dans le seul but d'obtenir un texte lisible, et non pas avec l'intention de rapprocher son texte de celui de l'original. Les problèmes de valeur et de groupement des manuscrits le laissent indifférent. Et les arguments que M. Lazar avance sont souvent purement subjectifs, ce qui amène à un éclectisme difficilement soutenable. Voici un exemple frappant. Il s'agit de P.-C. 70, 31 (*Non es meravelha s'eu chan ...*, Lazar, n° 1). Au v. 3 figure *amor* à la rime, tous les manuscrits étant d'accord. Au v. 11, un groupe de manuscrits, le troisième d'Appel, auquel se joint C qui, dans cette affaire n'est pas d'un grand poids, donnent une seconde fois *amor* à la rime. Appel, très justement, n'a pas jugé qu'il était utile d'envisager cette possibilité. Tant la tradition manuscrite que l'insolite d'un mot employé deux fois à la rime dans la même chanson lui ont fait imprimer *valor*, conformément au texte des autres manuscrits. Mais voici comment raisonne M. Lazar: «Nous lisons *amor* avec les mss. C, M, N, Q, R, V, a, comme le font aussi Anglade et Battaglia, au lieu de *valor* que donne Appel, suivi par Audiau, Riquer, Nichols, Berry (qui dans sa traduction écrit *amour*!) Le vers n'a de sens réel, surtout dans la poésie de Bernard, que si l'on lit *amor*; c'est son thème essentiel: la vie ne vaut pas la peine d'être vécue sans amour» (p. 237s.). «Critique», qui figure sur la page de titre de l'édition Lazar, doit être pris dans un sens très large.

Suivent quelques remarques qui reposent sur quelques sondages:

Traduction: chaque chanson porte un titre suggestif. Dans l'ensemble, les traductions sont correctes, un peu plus libres que celles d'Appel. Les passages offrant des difficultés sont discutés dans les notes: confrontation des opinions des prédécesseurs, comme pour l'établissement du texte.

9, v. 17: *gais* pose un problème qu'a soulevé Appel. Lewent (p. 662), non utilisé dans ce cas par Lazar, l'a repris, montrant que *gais* peut avoir un sens physique: «frais, vivant». La traduction, sans commentaire, de Lazar: «plaisant» est une solution de facilité.

14, v. 7: «qu'eu cre c'aquel tems senhorei» rendu par «je crois que cette heure-là domine le temps». Qu'est-ce à dire? «Daß diese Zeit die Herrschaft habe» d'Appel est plus satisfaisant.

14, v. 12–13: «mas aras sen e sui sabens

que totz autres mals es niens ...»

«Jetzt aber fühle ich und weiß ich, daß ...» d'Appel est assurément plus proche de l'original que «Mais à présent, je l'éprouve, et je sais que ...» de Lazar.

14, strophe III. La syntaxe de la traduction française est du plus pur style «troubadour traduit»: «Ah! avec quelle douceur m'a saisi la belle, qui me tient joyeux, que je ne puis

savoir où j'aurais pu aimer mieux quelqu'un ...» Le texte provençal éclaire heureusement la traduction.

14, v. 32: «doncs sabon tuih ...» est traduit par «que tous sachent donc ...». Je n'accuse pas M. Lazar de ne pas savoir reconnaître un présent de l'indicatif de *saber*, mais bien de faire fi de la nuance que comporte l'emploi de ce temps dans le contexte.

15: «Conortz» du v. 1, «Consolation», devient «Belle-Consolation» au v. 9, mais redevient «Ma-Consolation» (*Mo Conort*) au v. 53.

30, v. 1–2: Non pas, me semble-t-il, «comme un homme forcené par amour», mais «par amour, j'ai été pareil à un homme forcené».

30, v. 11–12: Comme Appel, je comprends *que* 'car', et non *que* 'que' (Lazar), ne serait-ce qu'à cause du «m'en» du vers 11.

30, v. 51 «cil» rendu par «celui» est probablement un contresens. Appel traduit par un pronom féminin.

J'en arrive aux notes. Elles sont subdivisées en cinq sections pour chaque chanson.

Manuscrits. – Simple liste des manuscrits dans lesquels figure la chanson et la mélodie. Pas d'indication de folio. Pour la chanson 15, le ms. V a été oublié (p. 252). Chanson 25: dans la note 9, lire f [Paris, B. N., Ms. fr. 12472] au lieu de F [Rome, Bibl. Vaticane, Chigi L, IV, 106].

Editions. – Références aux éditions antérieures de chaque chanson. Manquent, comme il est dit plus haut, celles à *Leben und Lieder* ... de Lommatsch.

Structure et versification. – Ce paragraphe répète, pour chaque chanson, et délaie les indications précises du tableau des p. 34–35: «... les deux vers impairs aux rimes féminines interrompent harmonieusement la suite des vers pairs aux rimes masculines ...» (p. 248); «... les deux vers aux rimes féminines font passer aisément des octosyllabes aux décasyllabes ...» (p. 250).

Commentaire. – Ces notices sont un des éléments originaux et, dans l'ensemble, positifs, de l'édition Lazar. Combinant l'analyse de la chanson et la synthèse des idées (ou des images) qu'elle contient, ces brefs textes dégagent, souvent avec bonheur, l'essentiel de chaque chanson et en esquiscent une critique littéraire. Mais ils n'évitent pas toujours le bavardage: «Dans la strophe V, dessinée et exécutée comme une enluminure, la sensualité met en relief les contours des personnages; l'humilité de l'amant agenouillé ne cache pas le lit et les menus pieds de la dame» (p. 270). «Nous pourrons oublier les fleurs et les épines, mais l'alouette illuminée fait encore vibrer l'azur comme la tête d'Orphée» (p. 273).

Notes. – Les notes les plus intéressantes sont celles, nombreuses, où M. Lazar fait des rapprochements thématiques avec d'autres chansons de troubadours. Ces rapprochements ne prétendent pas être exhaustifs, et ne le sont certainement pas. Ainsi, chanson 26 (*Can la freid' aura venta*), ce thème n'est pas relevé. Or M. Roncaglia, dans son article cité plus haut, et que M. Lazar n'a pas utilisé, cite des passages parallèles chez Peire Vidal (P.-C., 364, 1), Raimbaut de Vaqueiras (P.-C. 392, 5a) et dans une aube anonyme (P.-C. 461, 113). Les raisons pour lesquelles M. Lazar a accueilli dans son corpus trois chansons (22, 35 et 43) qu'Appel avait rejetées parmi les œuvres d'attribution douteuse, sont très sommaires.

Quelques détails: Chanson 3, N 6. D'une note claire d'Appel, M. Lazar a tiré un texte bien confus, qu'une coquille dans la citation d'Ovide (*noste* au lieu de *hoste*) ne contribue pas à éclairer.

Chanson 25, N 9: «... c'est moins une *tornada*, en réalité, que la conclusion de la chanson et du débat intérieur.» Qu'est-ce alors qu'une *tornada*? M. Lazar joue sur les mots.

Le *Glossaire* est un abrégé de celui d'Appel. Par mégarde, quelques mots qui, chez Appel, figuraient dans des variantes ou dans des notes, et qui ne se trouvent pas dans le texte

de l'édition Lazar, n'ont pas été éliminés du glossaire. Par exemple: *encorelhar, engenh* (ne se trouve pas dans 8, v. 1, comme le dit Lazar). Le sens donné par M. Lazar n'est pas toujours celui du texte auquel il renvoie. Ainsi: *engres* 'violent, irrité'. La traduction de 37, v. 10 donne, à juste titre, le sens de 'fâcheux', qui correspond à celui qu'avait donné Appel dans son glossaire: 'lästig, zuwider'. *Enansar*, 'aider, faire, avancer, favoriser'. Il faut sans doute lire: 'faire avancer ...'. *Encendre*, v. intr., 'brûler, enflammer'. Comment concilier v. *intr.* avec 'enflammer'. Ces quelques remarques laissent penser que le «digest» de glossaire a été fait sans grand soin.

L'édition Lazar ne contient ni table des noms propres, ni table alphabétique des chansons. Elle n'est pas exempte d'imperfections typographiques, mais leur nombre n'est pas tel qu'il vaille la peine d'insister.

Du fait même qu'elle existe, l'édition française de Bernard de Ventadour sera utile. Mais de là à parler d'édition «critique», il y a un pas que M. Lazar (ou son éditeur) a franchi avec quelque légèreté.

Charles Roth



KARL-HERMANN KÖRNER, *Die «Aktionsgemeinschaft finites Verb + Infinitiv» im spanischen Formensystem. Vorstudie zu einer Untersuchung der Sprache Pedro Calderón de la Barcas*, Hamburg (Cram, de Gruyter & Co.) 1968, 149 p. (*Calderonian I*).

Nur der Literaturwissenschaftler wird die Stirne runzeln, daß eine erklärtermaßen literarische Reihe (*Calderonian I*) ihr Erscheinen mit einer rein sprachwissenschaftlichen Arbeit beginnt. Der Sprachwissenschaftler wird eher das Projekt begrüßen, einmal in die vielfältige Literatur zur Problematik der Verbalperiphrasen – denn darum geht es – etwas Ordnung zu bringen, auch die normativen Grammatiken des Spanischen auf ihre Aussagen zu dieser Problematik hin zu prüfen und womöglich nach einer Synthese des bisher dazu Geäußerten bessere Definitionen und Unterscheidungskriterien gegenüber Vollverbfürungen gleicher Form anzubieten. Das Spanische scheint als Feld einer solchen Untersuchung besonders naheliegend, ist doch sogar schon die ganze Problematik als eine wesentliche spanische bezeichnet worden¹. Es sei nun kurz skizziert, wie Körner bei der Erstellung dieser so dringend – sowohl für den Hispanisten, als auch für den Romanisten – erwünschten Darstellung des Problems vorgeht: Eingangs skizziert er sein Arbeitsvorhaben in Hinblick auf den eigentlich «calderonischen» Teil seiner Arbeit, eine Bestandsaufnahme des untersuchten Formtyps nämlich im Werk Calderóns. Daß es zwei Wege sprachlicher Textuntersuchung

¹ So A. ALONSO, *Sobre métodos: construcciones con verbos de movimiento en español*, *RFH* 1 (1939), 105–138. Hier bezeichnet A. Alonso Verbalperiphrasen als «manifestación de la específica «forma interior de lenguaje» del español (la Innere Sprachform de Humboldt), y uno de los rasgos más fisonómicos de nuestro estilo idiomático» (p. 105). E. COSERIU bezieht sich in seiner grundlegenden, auch von Körner vielzitierten Arbeit: *Sobre las llamadas «Construcciones con verbos de movimiento»: un problema hispánico*, Montevideo 1962, ausdrücklich auf A. ALONSO und stellt dessen Einordnung des Problems richtig: Nicht um eine spanische Erscheinung handelt es sich, vielmehr um eine hispanische, wenn nicht gar, wenn auch nicht überall gleich stark vertreten, um eine gemeinromanische (p. 7). Cf. dazu auch seine beiden späteren Arbeiten, in denen er das in dieser Arbeit programmatisch Entworfene weiter ausführt: «Tomo y me voy» – *Ein Problem vergleichender europäischer Syntax*, *VRom.* 25 (1966), 13–55, und: *El aspecto verbal perifrástico en griego antiguo*, in: *Actas del III Congreso español de estudios clásicos*, Madrid 1968, p. 93–116.

gibt, einen, der aufgrund der Exponenten zu den Typen kommt, einen zweiten, der ein gegebenes Typensystem mit Exponentenvorkommen aus bestimmten Texten auffüllt, hat seine Richtigkeit. Doch handelt es sich in der Tat um Fakten der Darstellung; die Analyse wird auch im zweiten Fall – wenigstens sollte es so sein – oft die Richtung umkehren und ein vorgegebenes Typensystem modifizieren müssen. Die Arbeit des Verfassers ist das beste Beispiel dafür². Nun verfolgt der Verfasser das Schicksal der «engen Verbindung von Verb und Infinitiv» in Forschung und deskriptiven und normativen Grammatiken³ und resumiert seine Ergebnisse wie folgt:

«Die bisher durchgeführte Musterung von Bestandsaufnahmen hat gezeigt, daß die Erfassung von Exponenten unseres Typs von der Aufnahme der sie erfassenden Kategorien unter die Verbalkategorien abhängt, ja überhaupt davon, was unter Verbalkategorien verstanden bzw. wie sie gehandhabt werden. Die Erfäßbarkeit durch Verbalkategorien erwies sich als ein noch anerkannteres Charakteristikum unseres Formtyps als der Bedeutungsverlust oder die Bedeutungsveränderung des finiten Verbs, die allerdings ebenfalls von der Mehrzahl der genannten Studien beobachtet wurden. Erfäßbarkeit durch Verbalkategorien und Bedeutungsverlust oder Bedeutungsveränderung des finiten Verbs sind auch in den im folgenden zu beachtenden Typisierungen in spanischen Grammatiken die meist genannten Charakteristika unseres Formtyps» (p. 50).

Und ähnlich noch einmal:

«Eine Typbestimmung von Formtyp *finites Verb* her wurde in jeder der erwähnten Untersuchungen und Grammatiken – auch oder besonders – in der Weise versucht, daß Exponenten unseres Formtyps Kategorien wie Zeit, Modus, Aspekt, Aktionsart u.a. zugeordnet wurden, Kategorien also, die zur Erfassung der kanonischen Verbformen dienen» (p. 62).

Nun kommt er zu seiner eigenen Typenbestimmung, die besonders auf Coseriu und Weinrich basiert: Nicht von Verbalkategorien wie Modus, Aspekt usw., auch nicht von Feststellungen wie «Bedeutungsverlust» müsse man bei der Bestimmung eines Formtyps ausgehen⁴, vielmehr müsse man ihn formal mit dem Typ «*finites Verb*» vergleichen und komme dann zu dem Ergebnis, daß es sich dabei, nicht anders als beim «*finiten Verb*» um die Erscheinung handelt, daß ein *Verballexem* in ein *Verbalmorphempolster* eingebettet ist. Weinrich⁵ führte als solche umgebende Verbalmorphe «Personmorphem», «Tempusmorphem», «Assertiomsmorphem» an – im untersuchten Formtyp treten weitere hinzu. Von hier aus kommt Körner zu seiner neuen Bezeichnung: «Im folgenden soll für den Formtyp, bei dem ein finites Verb sich mit einer Nominalform eines Verbs zu einer Einheit verbindet, die vom Formtyp *finites Verb* nur durch die komplexere Beschaffenheit des Morphempolsters unterschieden ist, die Bezeichnung *Aktionsgemeinschaft finites Verb + Infinitiv* verwendet werden. Mit dem wohl von ihm in die Sprachwissenschaft eingeführten Terminus *Aktionsgemeinschaft* bezeichnet J. Erben den unserem im Deutschen

² An dieser Stelle sagt der Verfasser deutlich, daß es um «Beschreibungsideale» geht: an späterer Stelle unterscheidet er leider nicht mehr so genau zwischen Analyse- und Darstellungsvorgang; cf. unten p. 362, Abschnitt 3.

³ Wobei mir die Zuordnung zu den beiden Gruppen allerdings nicht ganz einsichtig ist: weshalb Nebrija bei Forschung und Roca Pons bei Grammatiken, weshalb Roca Pons überhaupt hier und nicht erst später bei den Arbeiten zu «fin. Verb + Part.»? Oder, anders gefragt: hätten nicht besser alle Arbeiten zu «fin. Verb + Ger.» und «fin. Verb + Part.» besser hier ihren Platz, ehe Körner zu seiner neuen Fassung der Infinitivproblematik kommt? Cf. dazu unten p. 361, Abschnitt 1.

⁴ Es muß aber gesagt werden, daß keineswegs all die angegriffenen Arbeiten tatsächlich das Ziel hatten, den in Frage stehenden Formtyp zu bestimmen, cf. unten N 14.

⁵ *Linguistik der Lüge*, Heidelberg 1966, p. 48ss.

entsprechenden Formtyp. *Aktionsgemeinschaft* (AG) ist geeignet deutlich zu machen, daß es sich um einen Formtyp handelt, bei dem – je nach Intensität der Analyse – zwei oder mehr für sich allein genommen als Formen geltende Formteile zusammenwirken. Sie wirken insofern zusammen, als sie gemeinsam eine bestimmte Bedeutung ausdrücken, die auch von der Form finites Verb alleinstehend, d.h. außerhalb unserer Form, ausgedrückt wird und der wir die Bezeichnung *Aktion* geben» (p. 77)⁶.

Diese Bestimmung will er ausdrücklich auch «semantisch» verstanden wissen, nämlich eben gerade, als sie auf den zitierten Sachverhalt der «Aktion» abhebt. Zwei Probleme werden im Anschluß daran gestellt: Ähnlichkeiten mit verwandten Formtypen (finites Verb + Part.; fin. Verb + Ger.) einerseits und die Möglichkeit, die Aktionsgemeinschaft von gleichlautenden Verbformen mit zwei Prädikaten zu unterscheiden andererseits. Zu diesem zweiten Punkt diskutiert er mehrere «transpositions discriminatives»⁷, die jedoch allesamt nicht mechanisch angewendet werden können, sondern immer auf das «saber técnico» des Sprechers rekurrieren⁸.

Soweit Körners Ausführungen! Der Forschungsbericht war dringend notwendig, und man hätte sich wünschen mögen, daß er, soll er die Lücke füllen, noch mancherlei miteinbezogen oder geklärt hätte, was nun weiterhin offen ist. Ich verzichte vollständig auf Kritik an Einzelheiten und Ergänzungen durch kürzlich erschienene Literatur. Hingegen seien die Hauptdesiderata skizziert, die verbleiben:

1. Man hätte sich gewünscht, daß Körner alle *Verbalperiphrasen*⁹ und die Literatur dazu gemeinsam behandelt. Das 6. Kapitel, in dem er Parallelen aufweist, zeigt, daß er sich dieser objektgegebenen Notwendigkeit wohl bewußt war, ebenso die Hereinnahme von Roca Pons' Untersuchung der Partizipialperiphrasen in den Hauptforschungsteil¹⁰. Man muß bedauern, daß er diese Konsequenz nicht gezogen hat. Es spräche besonders dafür, daß die bisher beste Untersuchung zu Verbalperiphrasenproblemen im Spanischen, deren methodische Bemerkungen auch heute noch wertvoll sind, sich gerade nicht mit Infinitiv-, sondern mit Gerundperiphrasen befaßt: H. Chmeličeks *Die Gerundialumschreibung im Altspanischen zum Ausdruck von Aktionsarten*, Hamburg 1930. Fernerhin spräche für eine gemeinsame Abhand-

⁶ Damit ist im Grunde nichts anderes gesagt, als daß sowohl finite Verben als auch die «Aktionsgemeinschaft» eine Funktion haben, die gemeinhin übersehen wird: die «Verbalität» nämlich, die das Verb zum Mittelpunkt des Satzes macht; cf. dazu L. HJELMSLEV, *Le verbe et la phrase nominale*, in: *Essais linguistiques*, Kopenhagen 1959, p. 165ss.; cf. auch die neuere Entwicklung der TG, die eben aus diesem Grund eine erste dreifache Verzweigung annimmt in NP-VP-Aux, wobei Aux gerade diese Funktion hat.

⁷ Die terminologische Abhebung von den Transformationen wird von Körner zu Recht unterstrichen (p. 109).

⁸ Es mutet paradox an, daß Körner in diesem ganzen Teil stets zu diesem Schluß kommt, aber gerade dem Vertreter der Idee des «saber técnico», E. Coseriu, unterstellt, er habe objektive Kriterien propagiert, die des ursprünglichen «saber técnico» entraten könnten (p. 103ss.). Bei den genannten «t.d.» handelt es sich um nichts anderes als die Explizitierung des Faktums, daß Verbalperiphrasen syntaktisch einheitlich funktionieren, cf. dazu BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE, *Okzitanische und katalanische Verbprobleme*, Tübingen 1971.

⁹ Mir will die Ersetzung des Terminus «Verbalperiphrase» durch «Aktionsgemeinschaft» wenig einleuchten. Nun ist in der Tat «Verbalperiphrase» nicht glücklich, da er allzu deutlich an die «kanonischen» Verbformen gemahnt, die zuweilen (und ein Hauch von Dekadenz weht ...) ersetzt werden. «Aktionsgemeinschaft» ist aber nicht viel glücklicher (zur Herkunft cf. p. 78), da einerseits zu farblos, andererseits vorerst auf Infinitivkonstruktionen beschränkt. Wenn zwei wenig glückliche Termini zur Wahl stehen, dürfte sich die Verwendung des eingeführten empfehlen.

¹⁰ Cf. oben N 3.

lung die Tatsache, daß es so scheint, als sei der Infinitiv das merkmallose Glied der Oppositionsreihe: Infinitiv-Ger.-Part., das zuweilen für die anderen Glieder eintreten kann. Man bedenke die weitgehende Ersetzung der Gerundialperiphrasen durch «fin. Verb + a + Inf.» im Portugiesischen¹¹.

2. Noch eine nächste Erweiterung hätte nahegelegen – und ich bin mir wohl bewußt, daß solche Empfehlungen sich leicht hinsagen, aber einen ungeheuren Arbeitsaufwand beinhalten ... Die Frage der Verbalperiphrasen ist nicht aufs Spanische begrenzt, sondern ein *romanisches Problem*¹². Nun glaube ich allerdings, daß einer der wichtigsten Beiträge zur Erklärung des Funktionierens von Verbalperiphrasen, wenn nicht gar der wichtigste, von E. Benveniste geleistet worden ist: *Structure des relations d'auxiliarité*, AL 9 (1965/66), 1–15¹³.

3. Körner weist ausdrücklich die Definition der Verbalperiphrasen durch *Kategorien* zurück. Es will mir allerdings scheinen, als nehme er dabei zu wenig Rücksicht auf das primäre Darstellungsziel der behandelten Forschungsliteratur. In den seltensten Fällen war es die erklärte Absicht, das Funktionieren von Verbalperiphrasen zu bestimmen¹⁴, sondern nach dem Ausdruck für bestimmte Kategorien zu suchen, was ein durchaus legitimes Vorhaben sein kann. Daß der Kategorienkanon dabei vorgefertigt wäre durch die einfachen Verbformen (p. 62)¹⁵, stimmt sicherlich nicht für die gesamte Forschung. Einer der wichtigsten Beiträge zur Erforschung der Verbalperiphrasen im Spanischen kommt gerade aufgrund der vorkommenden Periphrasen zu neuen Kategorienbestimmungen: H. Keniston, *Verbal Aspect in Spanish*¹⁶, der erstmals zwischen «unitary aspect» und «fractionative aspects», gerade aufgrund nichteinordenbarer Verbalperiphrasen unterscheidet¹⁷. Zudem scheint es mir unangemessen, anzunehmen, daß Analyseprozeduren mit Darstellungsverfahren grundsätzlich übereinstimmen müßten¹⁸. Einer Zuordnung von bestimmten Formen zu altbekannten Kategorien kann (wenn es auch wohl wahr ist, daß, ob Bequemlichkeit oder Wohlüberlegtheit vorliegen, sich nur durch die Adäquatheit der Beschreibung aufweisen läßt) durchaus die Reflexion auf die Angemessenheit dieser Kategorien vorausgehen.

Daß Körner die Definition des Formtyps durch Verwendung im Zusammenhang mit bestimmten Kategorien (wie Aspekt, Modus usw.) ablehnt, ist einleuchtend; daß er aber nach der neuen Formbestimmung¹⁹ von diesem gesicherten Fundament aus nicht die Frage wieder aufnimmt, was denn nun der solchermaßen umrissene Formtyp eigentlich bezeichnet, versetzt in Verwunderung, besonders angesichts der Tatsache, daß Körner wiederholt, gegen den nordamerikanischen Strukturalismus gewandt, betont, Semantik und Syntax seien nicht zu trennen²⁰. Daß Körner trotz dieser Invektiven seinerseits bei einer im

¹¹ Cf. E. COSERIU, *Das romanische Verbalsystem*, Vorlesung Tübingen SS 1963; WS 1968/69.

¹² Cf. oben N 1. In historisch anderer, aber, was die Deskription angeht, vergleichbarer Weise stellt sich das Problem auch in anderen Sprachen, cf. dazu zum Beispiel: W. THÜMEL, *Das Problem der periphrastischen Konstruktionen, gezeigt am Beispiel des Slawischen*, München 1966. Die Uferlosigkeit solcher Erweiterungsvorschläge wird daran deutlich.

¹³ Cf. dazu BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE, *op. cit.*

¹⁴ Cf. oben N 4.

¹⁵ Cf. erstes Zitat, oben p. 360.

¹⁶ Hispania 19 (1936), p. 163–176.

¹⁷ Cf. dazu E. COSERIU, *Tomo y me voy, loc. cit.*

¹⁸ Cf. oben N 2.

¹⁹ Cf. oben p. 360.

²⁰ Cf. p. 60ss., p. 70 und passim. Methodisch sind die beiden Gebiete wohl zu trennen; aber bestimmte Selektionsphänomene müßten ganz deutlich als syntaktisch-semantisch gefaßt werden,

Grunde distributionellen Bestimmung stehenbleibt, ist bedauerlich. Weinrichs Verbalmorpheme, von denen er ausgeht²¹, hatten deiktische Funktion. Warum fragt sich Körner nicht, ob die von ihm behandelten Verbfügungen möglicherweise definitorische Kategorien bezeichnen²²?

4. Zur Verwendung des Begriffs der *Metapher*. Es scheint mir schwierig zu sein, den ganzen Komplex der Verbalperiphrasen mit der grammatischen Metaphorik zu fassen, weil damit seine Leistungsfähigkeit erheblich herabgemindert wird. Wohl eignet er sich zur Erklärung solcher «Tempusmetaphern» wie des «Imparfait hypocoristique»²³; im Zusammenhang mit Verfahren ohne jeden Stilwert – denn der erlebte Widerspruch entscheidet, ob eine Metapher vorliegt oder nicht – wie es die spanischen Verbalperiphrasen größtenteils sind, ist der Begriff der Metapher fehl am Platze. In diesem Zusammenhang sei noch auf eine leicht verschobene Verwendung des «Metaphorischen» in Hinsicht auf die Verbalperiphrasen hingewiesen, die in diesem Zusammenhang auch berücksichtigt werden müßte: Flydal²⁴ bezeichnet so die Aufhebung der Einheiten der Inhaltsebene in neuen Einheiten auf einer darübergelagerten «metaphorischen» Ebene, so z. B. die Tatsache, daß die einzelnen Elemente einer Verbalperiphrase nicht direkt analysiert werden dürfen, sondern erst als Einheit auf einer höheren Ebene.

5. Ein letztes Desiderat: Körner ist, wie so viele, die sich an die Untersuchung eines Verbproblems machen, in der mißlichen Lage, die gesamte *Aspekt- und Aktionsartdiskussion* von vorn sich aneignen zu müssen oder aber auf die Auskünfte des Sprachwissenschaftlichen Wörterbuchs zurückzugreifen, das gerade zu dieser Problematik wenig Erhellendes zu sagen weiß, sondern eher die ganze terminologische Verwirrung und die Ratlosigkeit der Wissenschaftler, die damit konfrontiert sind, exemplarisch widerspiegelt²⁵.

Erweiterungen und Klärungen in dieser Hinsicht hätten Körners Buch zu einem sehr wichtigen Informationswerk gemacht. Obwohl also manches zu wünschen bliebe, ist das Buch ein Rechenschaftsbericht über einen gewissen Ausschnitt aus der Forschung, in dem sich jemand, der auf diesem Gebiet arbeitet, über die Vielfalt der Versuche gut unterrichten und anregen lassen kann zu weiteren Untersuchungen.

Brigitte Schlieben-Lange

*

CHRISTOPH SIMONETT, *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden*, Band II: Wirtschaftsbauten, Verzierungen, Brauchtum, Siedlungen, Basel (Verlag Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde) 1968, 264 p., 632 Abbildungen, eine Farbtafel und 4 Karten.

Nachdem an dieser Stelle bereits der erste Band dieses Standardwerkes vorgestellt wurde (*VRom.* 25 [1966], 96–99), wird hier mit einiger Verspätung der zweite Band angezeigt.

so Selektion von Tempus, Periphrase und Verbklasse. Auf solche Fragen weist auch Körner am Rand hin, z. B. p. 71.

²¹ Cf. oben N 5.

²² Zu der Unterscheidung deiktisch/definitorisch, die auf Bühler basiert, cf. K. HEGER, *Temporale Deixis und Vorgangsqualität*, *ZRPh.* 83 (1967), 512–582.

²³ H. WEINRICH, *Tempus*, Stuttgart 1964, p. 116.

²⁴ *Signes et symboles dans les grandeurs les moins complexes du plan du contenu*, in: *Proceedings Cambridge, Mass.*, Den Haag 1964, p. 537–554.

²⁵ E. COSERIU und BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE werden ein Handbuch zur Forschungsgeschichte und Terminologie im Bereich von Aspekt und Aktionsart herausgeben, das es bis zu einem gewissen Grad ermöglichen soll, Verbprobleme anzugehen, ohne jedes Mal *ab ovo* anzufangen.

Wie der Untertitel angibt, werden darin zunächst die Wirtschaftsgebäude behandelt. Der Autor geht streng deskriptiv vor, indem er nacheinander die Gebäude der Viehwirtschaft, des Getreidebaus, des Obst- und Weinbaus und der Kleingewerbe beschreibt.

Als Nachteil einer solchen Klassierung empfindet man, daß funktionelle Gesichtspunkte zu stark in den Hintergrund treten. Zwar ist der Autor der Gefahr einer Schematisierung entgangen, aber ein Bündner Bauernbetrieb (mit Ausnahme von Prättigau, Davos, Schanfigg, Oberhalbstein, Safiental und Rheinwald) ist nie nur ein Betrieb der Viehzucht, des Getreidebaus usw. In der Surselva z. B. ist das Bauernhaus geprägt durch die Bedürfnisse von Getreidebau und Viehzucht, in der Herrschaft durch Weinbau und Viehzucht, in Domat und Felsberg durch Viehzucht, Transportwesen und Getreidebau. Jede dieser wirtschaftlichen Existenzformen zwingt zu eigenen Lösungen bei den Wirtschaftsbauten (und selbst bei den Wohnbauten). Dieses Grundprinzip ist bereits von Richard Weiß¹ fruchtbar angewandt worden.

Anderseits ist der vorliegende Band ein vorzügliches Inventar aus dem später immer wieder Theorien und Hypothesen entwickelt werden können.

Der Band beginnt mit den einfachsten Bauformen, dem Schafpferch. Gerade hier hätte sich aber ein Blick auf das vom Verfasser in der Bibliographie zitierte Werk von P. Scheuermeier² und auf die entsprechenden Karten des *AIS* gelohnt. Zusätzliches Material bringt der Artikel «clos II» *DRG* 3, 733. Zu den p. 69 erwähnten Stallscheunen mit Dreschsternen ist zu bemerken, daß es diesen Typus, allerdings in reduzierter Form, auch in reinen Weidewirtschaftsgebieten gibt, z. B. im Safiental. Es fehlt eine Beschreibung der verschiedenen sinnreichen Mechanismen, um die Tennenwände zusammenzuhalten (Cf. z. B. *DRG* 1, 414 s. *arpischel*).

Wenn man diesen ersten Teil überblickt, so ist man zunächst dankbar für das umfassende Inventar, das hier geboten wird. Dem Autor standen die zahlreichen Mappen der Aktion Bauernhausforschung zur Verfügung. Daraus ergibt sich aber auch die Kritik.

Erstens ist der technischen Baubeschreibung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Im Deskriptiven ist kein wesentlicher Fortschritt gegenüber dem 1905 erschienenen Werk J. Hunzikers zu erkennen³. Dagegen ist das Buch Simonetts dem seines Vorgängers weit überlegen in der Qualität der technischen Zeichnungen von Architekt J. U. Konz. Leider ist die Zeichnung zugunsten der Photographie zu stark in den Hintergrund gedrängt worden.

Die Qualität der Photographien ist sehr unterschiedlich: von unterbelichteten, überbelichteten, unscharfen Aufnahmen (Nrn. 28, 31, 71, 82, 97, 128, 163, 216, 217, 221 usw.) bis zu außergewöhnlich guten und instruktiven Aufnahmen ist alles vorhanden. In vielen Fällen wäre ein gutes Strichklischee besser gewesen.

Graphisch und technisch gleich vorzüglich ist das Kapitel über die Mühlen und die kleineren Gewerbeeinrichtungen (das Bild Nr. 245 ist dokumentarisch allerdings wertlos).

Außerordentlich gut bebildert und beschrieben sind die Einrichtungen der Mühlen und Stampfen, der Backofen und Keltereinrichtungen. Vorzüglich erscheint dem Rezensenten das Kapitel über die Zierformen geraten. Es werden, mit z. T. ganz neuem Bildmaterial, die Entwicklungen der verschiedenen Techniken, wie Sgraffito, der Wandmalereien (unter denen besonders die Malereien des Hans Ardüser im Domleschg und Umgebung hervorragen), der dekorativen Skulptur und der z. T. hervorragenden Schmiedearbeiten dargestellt.

¹ RICHARD WEISS, *Häuser und Landschaften der Schweiz*, Erlenbach-Stuttgart 1959.

² PAUL SCHEUERMEIER, *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz*, 2 vol., Erlenbach-Zürich 1943 und Bern 1956.

³ JAKOB HUNZIKER, *Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung*, vol. 3: *Graubünden*, Aarau 1905.

Außergewöhnlich ist auch das dokumentarische Material über die Verzierungen am Holzhaus (Würzelfries, Eselsrücken, profilierte Gurten und aufgemalte Ornamente).

Bei den Hauszeichen und Haussprüchen war der Autor notgedrungen zu einer Auswahl gezwungen, die aber besonders bei den Sprüchen die charakteristischen Entwicklungstendenzen aufzuzeigen vermag. Zu den Prättigauer Haussprüchen cf. jetzt das vollständige Inventar von Robert Rüegg⁴.

Um die angebliche Einrichtung des sog. «Seelapalgga», eines Loches in der Schlafkammer, aus dem die Seele des Verstorbenen entweichen konnte, ist in früheren Jahren heftig gestritten worden. Es sollte dies eines der typischen Merkmale der Walserbauweise sein⁵. Die Untersuchung von Simonett hat hier wohl endgültig Klarheit geschaffen. Es hat eine ähnliche Einrichtung nie gegeben; die angeführten Beweisstücke sind Reste der unendlich kleinen Belüftungs- und Lichtquellen, wie sie noch in Bauten des 16. Jahrhunderts, vor dem Aufkommen eigentlicher Fenster, den Normalfall bildeten. Ein sehr schönes Beispiel mit einer ganzen Reihe winziger Schiebefensterchen findet sich in einem leerstehenden Bauernhaus in Misanänga (Obersaxen).

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit Hofformen und Siedlungsformen. Hier wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Autor den Wechselwirkungen zwischen Wirtschaftsform und Siedlungsform vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Man wird doch davon auszugehen haben, daß der Einzelhof im alpinen Raum charakteristisch ist für die spätere Rodungs- und Ausbausiedlung, und daß damit häufig der Zwang zur einseitigen Viehzucht verbunden ist. Anderseits liegen die Haufendorfer häufig in der alten Siedlungszone und sind (oder waren) meist mit Selbstversorgerwirtschaft (Getreidebau-Viehzucht) verbunden.

In einem Schlußkapitel kommt dann der Verfasser auf die Zusammenhänge zwischen Hausbau, Siedlungsbau und Sprachgruppen zu sprechen, wobei die Frage einer spezifisch walserischen Bauweise eine zentrale Rolle spielt.

Das Buch von Chr. Simonett wird das Standardwerk zum bündnerischen Bauernhaus bleiben. Bleiben darum, weil immer mehr das alte Bauernhaus vom Untergang bedroht ist. Der alpine Getreidebau ist weitgehend zum Erliegen gekommen, und damit verfallen die zugehörigen Gebäude. In den Restgebieten intensiven Getreidebaus setzt sich immer mehr die moderne, normierte Stallscheune nach den Richtlinien des Schweizerischen Bauernsekretariates durch.

Viele Wohnhäuser werden zu Ferienhäusern umgebaut: das bewirkt das Herausbrechen großer Fensterflüchten, wodurch die Fassadenproportionen empfindlich gestört werden, die angebauten Wirtschaftsgebäude werden zweckentfremdet, und der Einbau neuzeitlicher Küchen, Heizungen und hygienischer Anlagen verändert wesentlich auch den Grundriß. So sind die beiden Bände ein letztes authentisches Zeugnis einer alten Baukultur, die heute ihrem Ende entgegengeht.

Konrad Huber

⁴ ROBERT RÜEGG, *Haussprüche und Volkskultur*. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler, Basel 1970.

⁵ Belege bei PAUL ZINSLI, *Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont*, Frauenfeld und Stuttgart 1968, p. 108–109 und 443 (Anmerkungen).